

**OCEOLA: EIN
ROMAN VON
MAYNE REID.
DEUTSCH VON A.
KRETZSCHMAR**

Mayne Reid



**Bayerische
Staatsbibliothek
München**

Deeola.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

Das Blumenland.

Linda Florida! schönes Land der Blumen!

So begrüßte Dich der kühne spanische Abenteurer, als er, am Bug seiner Caravele stehend, zuerst Deiner Ufer ansichtig ward.

Es war am Palmsonntage, dem Feste der Blumen, und der fromme Castilier sah in Dir ein passendes Emblem des Tages. Unter dem Einflusse eines frommen Gedankens gab er Dir den Namen dieses Tages und wohl verdienstest Du die stolze Benennung.

Dies war vor dreihundert Jahren. Drei volle Jahrhunderte sind seit der Stunde Deiner Taufe vergangen, aber der Name geziemt Dir jetzt eben noch so

wie sonst. Dein Blumenschmuck ist in dieser Stunde noch so prächtig, als da Leon an Deinen Gestaden landete — ja, noch eben so prächtig, als da der Hauch Gottes Dich zuerst in's Dasein rief. Deine Wälder sind noch jungfräulich und unverletzt; grünend Deine Savannen; Deine Haine sind noch so duftig als jene von Wohlgeruch erfüllten Haine von Anis und Drangen, von Myrthen- und Tulpenbäumen. Noch funkelt auf Deinen Ebenen die himmelblaue Tria, noch schimmern in Deinen Wassern die goldenen Nymphen; über Deinen Sümpfen ragen noch die kolossale Chypresse, die riesige Eeder, der Gummi- und der Lorbeerbaum. Noch wogen über Deinen sanften Abhängen von silberfarbenem Sand langnadelige Tannen, welche durch die gigantischen Blätter der Palme hindurchschauen.

Seltzame Anomalie der Vegetation! — der Baum des Nordens und der Baum des Südens — die Embleme der kalten und der heißen Zone — in dieser Deiner milden Mittelzone stehen sie neben einander und strecken ihre Zweige zusammen.

Linda Florida! Wer kann Dich ohne eigenthümliche Gemüthsbewegung sehen? ohne die Uebersetzung, daß Du ein bevorzugtes Land bist? Wer Dich anschauet, der hört auf, sich zu wundern über den Glauben — den abenteuerlichen Glauben der

ersten Abenteuerer, daß aus Deinem Schooße die Quelle der Jugend, das Wasser des ewigen Lebens hervorsprubele!

Kein Wunder, daß diese poetische Meinung Günst und Glauben fand — kein Wunder, daß eine so herrliche Idee ihre zahlreichen Anbeter hat.

Tausende kamen von fern, um frische neue Jugend durch ein Bad in Deinen krystallinen Strömen zu finden; Tausende suchten sie mit weit größerer Eier als das weiße Metall von Mexico, oder das gelbe Gold von Peru.

Ueber diesem Suchen wurden Tausende älter anstatt jünger, oder kamen um in Verfolgung der eiteln Täuschung. Aber wer könnte sich darüber wundern? Selbst noch zu dieser Stunde kann man es kaum für eine Illusion halten und in jenem Zeitalter der Romantik war sie noch viel leichter zu glauben.

Eine neue Welt war entdeckt worden, warum nicht auch eine neue Theorie des Lebens! Die Menschen sahen hier ein Land, wo die Blätter niemals fielen und die Blumen niemals welkten; die Blüthe war ewig — ewig die Musik der Vögel. Es gab keinen Winter — keine Spuren von Tod oder Verwesung.

Wie natürlich war daher die Meinung und wie

leicht der Glaube, daß in einem so schönen Lande auch der Mensch unsterblich sein könne!

Diese irrige Meinung ist schon längst entschwunden, aber nicht die Schönheit, welche ihr Entstehung gab. Du, Florida, bist noch immer dieselbe — Du bist immer noch vorzugsweise das Land der Blumen. Deine Haine sind noch eben so grün, Dein Himmel noch so hell, Deine Wasser so durchsichtig wie je. In dem Liebreize Deiner Erscheinung ist keine Veränderung vorgegangen.

Und dennoch bemerke ich eine Veränderung. Die Bühne ist noch dieselbe, aber nicht die Personen.

Wo sind die Menschen von jenem rothen Stamme, die von Dir geboren und an Deiner Brust genährt wurden? Ich sehe sie nicht. Auf Deinen Feldern sehe ich weiße und schwarze Menschen, aber keine rothen — Europäer und Afrikaner, aber keine Indianer — nicht Einen von jenem alten Volke, welches sonst das Deine war. Wo sind sie?

Verschwunden, Alle verschwunden! Nicht mehr wandeln sie auf Deinen blumigen Pfaden — nicht mehr werden Deine krystallinen Ströme von den Rielen ihrer Kanoes durchfurcht — nicht mehr wird der Schall ihrer Stimmen auf Deinem würzigen Lufthauche dahingetragen — das Dröhnen ihrer Bogensehnen wird nicht mehr unter den Bäumen Deines

Waldes gehört — sie sind von Dir geschieden — fern und auf immer.

Aber nicht freiwillig gingen sie fort — denn wer könnte Dich mit freiwilligem Herzen verlassen? Nein, schönes Florida, Deine rothen Kinder waren Dir treu und schieden nur widerstrebend und mit bekümmertem Gemüthe.

Lange hielten sie fest an den geliebten Schauplätzen ihrer Jugend; lange setzten sie den Verzweiflungskampf fort, der sie auf ewig berühmt gemacht hat. Ganze Armeen und manchen harten Strauß kostete es dem bleichen Gesichte, sie aus dem Besitze zu treiben, und dann gingen sie immer noch nicht freiwillig — sie wurden von Deinem Schooße losgerissen, wie junge Wölfe von ihrer Mutter, und in ein fern westlich gelegenes Land getrieben:

Traurig waren ihre Herzen und langsam ihre Schritte, als sie ihr Antlitz der untergehenden Sonne entgegenwendeten. Schweigend oder weinend gingen sie weiter. Unter dieser ganzen Schaar befand sich nicht ein Einziger, der freiwillig in die Verbannung ging.

Und es war kein Wunder, daß sie Dich nicht gern verließen. Wohl kann ich mir die bittere Qual ihres Kummers denken. Auch ich habe die Süßigkeiten Deines blumenreichen Landes genossen und bin

mit Widerstreben von Dir geschieden. Ich bin unter den Schatten Deiner majestätischen Wälder gewandelt und habe mich in Deinen durchsichtigen Strömen gebadet — nicht mit der Hoffnung auf Wiederverjüngung, wohl aber mit der Gewißheit von Freude und Wohlsein.

Oft habe ich unter dem Baldachin Deiner sich weit ausbreitenden Palmen und Magnolien mein Lager aufgeschlagen, oder mich auf dem grünen Rasen Deiner Savannen ausgestreckt, und, meine Augen auf den blauen Aether Deines Himmels richtend, habe ich meinem Herzen gelauscht, wenn es die Worte jenes morgenländischen Dichters stammelte:

„D, wenn es ein Elysium auf Erden giebt,

„So ist es dies — so ist es dies!“

Zweites Kapitel.

Die Indigopflanze.

Mein Vater war ein Indigopflanze. Sein Name war Randolph. Ich trage seinen ganzen Namen — Georg Randolph.

Es fließt indianisches Blut in meinen Adern. Mein Vater war von den Randolphs von Roanoke — und stammte sonach von der Prinzessin Pocahontas ab. Er war stolz auf seine indianischen Ahnen — fast eitel darauf.

Es kann, besonders europäischen Ohren, fast wie ein Widerspruch klingen, aber dennoch ist es wahr, daß weiße Männer in Amerika, welche indianisches Blut in den Adern haben, stolz auf diese Beimischung sind. Selbst für einen Mischling oder „Halbblut“ ist es kein Kennzeichen eines Makels, be-

sonders wenn das gemischte Blut zugleich mit Reichtum begabt gewesen ist.

Alle Bücher, welche geschrieben worden, liefern keinen so starken Beweis von der Erhabenheit des indianischen Charakters, wie die eine Thatsache, daß wir uns nicht schämen, sie als unsere Vorältern anzuerkennen. Hunderte von weißen Familien machen Anspruch auf Abstammung von der virginischen Prinzessin. Wenn ihre Ansprüche gerecht sind, dann muß die schöne Pocahontas ein reicher Segen für ihren Herrn und Gemahl gewesen sein. Ich glaube, mein Vater stammte wirklich von der ächten Linie ab. Auf alle Fälle gehörte er einer stolzen Familie in der „alten Herrschaft“ an und war in seiner Jugend von schwarzen Sklaven zu Hunderten umringt gewesen.

Aber sein fruchtbares Erbland war endlich erschöpft — verschwenderische Gastfreundschaft ruinirte ihn beinahe, und da er es nicht über sich gewinnen konnte, auf eine untergeordnete Stufe herabzusteigen, so raffte er die letzten Reste seines Vermögens zusammen und zog südwärts, um hier das Leben von Neuem zu beginnen.

Ich ward vor diesem Wegzuge geboren und bin daher ein geborener Virginier, aber meine ersten Eindrücke von einer Heimath bildeten sich an den Ufern des schönen Suwanee in Florida.

Dies war der Schauplatz meines Knabenalters, der Platz, der durch die Freuden der Jugend und den Zauber der ersten Liebe mir geheiligt worden.

Ich möchte ein Bild von der Heimath meiner Kindheit entwerfen.

Wohl entsinne ich mich ihrer — eine so schöne Umgebung verwischt sich nicht so leicht aus dem Gedächtnisse.

Ein schönes hölzernes Haus, weiß angestrichen, mit grünen Jalousieen und einer breiten, sich rings herum ziehenden Veranda. Geschnitzte Kolonnaden tragen das Dach dieser Veranda und ein niedriges Geländer mit dünnem Gitterwerke trennt sie von der Umgebung — dem Blumengarten vorn, der Drangerie auf der rechten Seite und einem großen Garten links.

Von dem Eingange des Gartens zieht sich ein glatter Rasenplatz in sanfter Abdachung nach dem Ufer des Flusses hinab, der sich hier zu der Breite eines stattlichen Sees erweitert — mit fernen Ufern, kleinen Inseln, welche in der Luft zu schweben scheinen, wildem Geflügel über und in dem Wasser.

Auf dem Rasenplatze erblickt man hohe kerzengerade Palmen mit befruchteten Blättern — eine Art Oreodoxia — andere mit breiten fächerförmigen Blättern — die Palmetten des Südens — Magnolien,

Gruppen von dem duftenden *Lilium*, und strahlenförmig ausgebreitete Kronen der *Yucca gloriosa* — alle in diesem Boden heimisch.

Auch noch ein anderes Kind des Bodens bietet sich dem Auge dar — eine ungeheurere Lebensseiche, welche ihre langen horizontalen Aeste ausstreckt, die dicht mit immergrünen Blättern bedeckt sind und das Gras unten weithin beschatten.

In diesem Schatten sieht man ein schönes Mädchen in leichtem Sommergewande. Ihr Haar ist locker mit einem weißen Tuche zusammengebunden, aus dessen Falten sich lange, goldfarbene schimmernde Flechten hervorgebrängt haben.

Dies ist meine Schwester Virginia, meine einzige Schwester, noch jünger als ich. Ihr goldenes Haar verräth nicht ihre indianische Abkunft, aber hierin artet sie unserer Mutter nach.

Sie spielt mit ihren Lieblingen, einer Keffuh und deren lieblichem geflecktem Kalbe. Sie füttert die Thiere mit dem Fleische der süßen Orange, welches sie überaus gern fressen.

Ein anderer Liebling sitzt, an einer winzig dünnen Kette geführt, neben ihr. Es ist das schwarze Fuchseichhörnchen mit glänzendem Felle und zitterndem Schweife. Seine excentrischen Sprünge und Poffen erschrecken das Keffuh, so daß es sich, wie

um Schutz zu suchen, dichter an seine Mutter, zuweilen auch an meine Schwester anschniegt.

Dieses Schauspiel ist von Musik begleitet. Der goldene Oriol, dessen Nest sich unter den Orangebäumen befindet, läßt seinen flüssigen Gesang hören und der unter der Veranda in seinem Käfige hängende Spottvogel wiederholt die Melodie mit Variationen. Der lustige Spazmacher äßt auch den rothen Kardinal und die blaue Dohle nach, welche beide unter den Blüthen der Magnolie herumflattern, ebenso wie das Geplapper der grünen Papageien, welche sich mit den Beeren der hohen Cypressen unten am Rande des Wassers beschäftigen. Dann und wann wiederholt er auch das Geschrei der spanischen Kiebitze, welche hoch oben in der Luft ihre silbernen Schwingen ausbreiten, oder das Geschrei des Tantalus, welchen man von den kleinen fernen Inseln des Sees herüberhört. Das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Wiehern der Maulthiere und Pferde, selbst die Töne der menschlichen Stimme — alles Dies wird von dem vielseitigen und unvergleichlichen Sänger nachgeahmt.

Die Hinterseite der Wohnung bietet einen ganz andern Anblick dar, der vielleicht nicht so schön, aber nicht minder erheiternd ist. Hier zeigt sich ein Schau-

spiel von thätigem Leben — das Bild der Industrie einer Indigopflanzung.

Eine geräumige Einfriedigung mit ihrem Lattenzaune stößt an das Haus. Bienenlich in der Mitte desselben steht die *pièce de resistance* — ein großer Schuppen, der einen halben Acker Boden bedeckt und auf starken Holzsäulen steht. Unter demselben sieht man große längliche Wannen, die aus starken Cypressenstämmen gehauen sind. Sie stehen drei und drei eine über der andern und durch an ihren Enden angebrachte Zapfen mit einander in Verbindung. In diesen Wannen wird die kostbare Pflanze eingeweicht und ihre schöne himmelblaue Farbe ausgezogen.

Jenseits stehen Reihen von kleinen niedlichen Hütten, an Form und Größe gleich, jede in einer kleinen Gruppe von Orangenbäumen versteckt, deren reife Früchte und weiße, wachstähnliche Blüten die Luft mit Wohlgeruch erfüllen.

Dies sind die Negerhütten.

Hier und da, kerzengerade über ihre Dächer emporragend oder sich sanft darüber neigend, steht derselbe edle Palmbaum, welcher den Rasenplatz vorn schmückt.

Anderere Häuser zeigen sich in der Einhegung, plumpe Bauwerke von behauenen Baumstämmen mit Breterdächern. Diese sind der Stall, die Scheune

und die Küche. Diese letztere steht mit dem Hauptgebäude durch eine lange offene Gallerie in Verbindung, deren Schindeldach auf Säulen von der wohlriechenden weißen Ceber ruhet.

Jenseits der Einhegung dehnen sich weite Felder, von dem dunkeln Gürtel des Cypressenwaldes begrenzt, welcher die Aussicht schließt.

Diese Felder zeigen das Haupterzeugniß der Plantage, das kostbare Farbekraut, obschon auch noch andere Vegetation darauf sichtbar ist. Es giebt Maispflanzen und süße Kartoffeln (*Convolvulus batatas*), etwas Reis und Zuckerrohr. Diese letztern sind aber nicht für den Handel bestimmt, sondern zur Consumption an Ort und Stelle.

Der Indigo wird in geraden Reihen mit schmalen Zwischenräumen gesäet. Die Pflanzen sind von verschiedenem Alter. Einige brechen eben erst mit Blättern wie junger Klee durch die Scholle. Andere, voll ausgewachsen, über zwei Fuß hoch, gleichen Farnkräutern und zeigen die hellgrünen, spitzigen Blätter, welche die meisten der Leguminosae charakterisiren, denn zu dieser Familie gehört der Indigo. Einige lassen ihre eben im Aufplatzen begriffenen Blüthen sehen, obschon ihnen selten gestattet ist, dieselben zur vollen Entwicklung gelangen zu lassen. Ein anderes Schicksal harret ihrer und die Hand des Schnitters

thut dem purpurnen Erblühen mit rauher Gewalt Einhalt.

In der Einhegung und auf den Indigofeldern bewegen sich etwa hundert menschliche Gestalten. Mit einer oder zwei Ausnahmen sind sie alle von afrikanischer Race, alle Sklaven. Aber nicht alle haben eine schwarze Haut — kaum die Mehrzahl von ihnen besteht aus Negern. Es sind Mulatten, Sambo's und Quadronen. Sogar einige, die von reinem afrikanischem Blute sind, sehen nicht schwarz, sondern nur bronzefarben aus, aber mit Ausnahme des Aufsehers und des Eigenthümers der Pflanzung sind sie alle Sklaven.

Einige davon sind abschreckend häßlich, mit dicken Lippen, niedrigen, zurüctretenden Stirnen, platten Nasen und schlechtgeformten Körpern. Andere sind gut gewachsen und unter diesen befinden sich einige, die man für hübsch erklären könnte. Es sind Frauen darunter, die fast ganz weiß aussehen — Quadronen. Unter diesen letzteren befinden sich einige, die mehr als hübsch sind, sie sind geradezu schön zu nennen.

Die Männer sind in ihren Arbeitskleidern, weiten kattunen Beinkleidern mit groben bunten Hemden und Hüten von Palmblättern. Einige entfalten ein gewisses Stutzerthum in ihrem Costüm. Manche sind

von dem Gürtel aufwärts an nackt und ihre schwarze Haut schimmert in der Sonne wie Ebenholz.

Die Frauen sind mit gestreiften Kleidern angehan und ihre Köpfe mit buntgewürfelten Madras-tüchern umwunden. Das Costüm mancher ist geschmackvoll und hübsch und der turbanähnliche Kopfpuz macht es malerisch.

Sowohl Männer als Frauen sind mit der Arbeit der Pflanzung — der Fabrikation des Indigo — beschäftigt. Einige schneiden die Pflanzen mit Erntehaken und binden sie in Garben. Andere tragen sie von dem Felde hinein in den großen Schuppen. Einige sind beschäftigt, sie in den obern Trog, wo sie zuerst eingeweicht werden, zu werfen, während Andere wieder Pflanzen herausnehmen und klopfen. Einige schaufeln den Niederschlag in die Filtrirsäcke, während Andere das Trocknen und Ausschneiden beaufsichtigen.

Jeder hat seine ihm angewiesene Arbeit und Alle scheinen bei Ausführung derselben gleich heiter zu sein. Sie lachen und schwätzen und singen. Sie geben Scherz um Scherz zurück und kaum vergeht ein Augenblick, wo nicht lustige Stimmen an das Ohr schlagen.

Und dennoch sind dies lauter Sklaven — die Sklaven meines Vaters. Er behandelt sie gut. Selten

wird die Peitsche emporgehoben — daher die glückliche Laune und die heitere Miene.

Diese angenehmen Bilder sind meiner Erinnerung tief eingegraben. Sie bildeten die *mise-en-scène* meiner frühesten Jugendjahre.

Drittes Kapitel.

Die beiden Jakes.

Jede Pflanzung hat ihren „schlechten Kerl“ — oft mehr als einen, aber stets wenigstens einen, welcher im Bosethum den Vorrang behauptet. „Der Gelbe Jake“ war der Dämon der unsrigen. Er war ein junger Mulatte von nicht üblem Aeußern, aber von störrigem, verstocktem Charakter. Bei gewissen Gelegenheiten hatte er gezeigt, daß er wilder Grausamkeit fähig war.

Beispiele von solchen Charakteren sind unter Mulatten häufiger als unter Negern. Stolz auf die Farbe von Seiten des gelben Mannes, Vertrauen auf einen höheren Organismus sowohl in intellectueller als physischer Beziehung, und folglich ein empfindliches Bewußtsein der Ungerechtigkeit seiner her-

abgewürdigten Stellung erklären diesen psychologischen Unterschied.

Was den reinen Neger betrifft, so spielt er selten den gefühllosen Wilden. In dem Drama des menschlichen Lebens ist er das Opfer, nicht der Bösewicht. Gleichviel wo sich der Schauplatz befindet, mag — in seinem Vaterlande oder anderswo — ist er daran gewöhnt worden, die Rolle des Dulders zu spielen, und dennoch ist seine Seele frei von Wildheit oder Groll. In der ganzen Welt giebt es kein gutmüthigeres Herz als das, welches in der Brust des afrikanischen Schwarzen schlägt.

Der Gelbe Jake war niederrüchlig, ohne dazu gereizt worden zu sein. Grausamkeit war seiner Gemüthsart angeboren — ohne ihm angeerbt. Er war ein spanischer Mulatte — das heißt väterlicherseits von spanischem Blute — mütterlicherseits Neger. Sein Vater hatte ihn an den meinen verkauft.

Sklavennutter — Sklavensohn. Die Freiheit des Vaters berührt sein Kind in diesem Falle nicht. Unter den schwarzen und rothen Racen Amerika's folgt das Kind dem Schicksale der Mutter. Nur eine Mutter von kaukasischer Race kann die Mutter weißer Menschen sein.

Es gab auf der Pflanzung noch einen Jakob, daher der unterscheidende Spitzname „Gelber Jake.“

Der andere war der „Schwarze Jake“ und blos in Bezug auf Alter und Körpergröße bestand eine Aehnlichkeit zwischen den Beiden. Hinsichtlich ihrer Gemüthsart unterschieden sie sich sogar noch mehr von einander, als durch ihre Farbe. Wenn der Gelbe Jake die hellere Farbe hatte, so hatte dagegen der Schwarze Jake das leichtere Herz. Ihre Gesichter zeigten einen vollständigen Contrast — den Contrast zwischen einem wilden Stirnrunzeln und einem heiteren Lächeln. Die weißen Zähne des Letzteren waren stets in einem Lächeln eingefast; der Erstere dagegen lächelte nur, wenn er unter dem Einflusse irgend eines lebhaften Antriebes stand.

Der Schwarze Jake war ein Virginier. Er war einer von Jenen, welche schon zu der alten Pflanzung gehörten. Er war mit seinem Herrn fortgezogen und trug jene Bande der Anhänglichkeit, welche in vielen Fällen zwischen Herren und Sklaven bestehen. Er betrachtete sich als ein Mitglied unserer Familie und war stolz darauf, unseren Namen zu tragen. Wie alle in Altvirginien geborenen Neger war er stolz auf seine Geburt. In Bezug auf Rasse behauptet der „Baginny-Nigger“ den Vorrang vor allen andern.

Von seiner Farbe abgesehen war der Schwarze Jake nicht häßlich. Seine Züge waren so gut wie

die des Mulatten. Er besaß weder die dicken Lippen, noch die platte Nase, noch die zurücktretende Stirn seiner Race — denn diese charakteristischen Kennzeichen sind nicht allgemein. Ich habe Neger von reinem afrikanischem Blute mit vollkommen regelmäßigen Zügen gekannt und ein solcher war der Schwarze Jase. Was seinen Wuchs betraf, so konnte er für den äthiopischen Apollo gelten.

Es gab eine Person, welche ihn schön fand, schöner als seinen gelben Namensvetter. Diese war die Quadronin Viola, die Schönheit der Pflanzung. Um Viola's Hand hatten die beiden Jase's sich lange als Nebenbuhler beworben, Beide hatten eifrig gesucht, ihr ein Lächeln abzugewinnen — etwas lämmelhaft war dieses Lächeln, denn Viola war nicht frei von Koketterie — endlich aber hatte sie eine entschiedene Bevorzugung des Schwarzen Jase an den Tag gelegt.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Eifersucht zwischen dem Neger und dem Mulatten herrschte — von Seiten des Letzteren grimmiger Haß gegen seinen Nebenbuhler, welcher Haß nun durch Viola's Entscheidung noch wilder entflammt ward.

Mehr als einmal hatten die Beiden ihre Kräfte gegen einander gemessen und bei jeder Gelegenheit war der Schwarze Sieger geblieben. Vielleicht ver-

danke er dieser Ursache mehr als seiner persönlichen Erscheinung das Lächeln Viola's. In der ganzen Welt und zu allen Zeiten hat die Schönheit sich vor Muth und Stärke gebeugt.

Der Gelbe Jake war unser Holzhauer; der Schwarze Jake dagegen der Pfleger der Pferde und „Maffa's“ Kutscher.

Die Geschichte der beiden Jake's — ihrer Liebe und ihrer Eifersüchteleien — ist eine ganz alltägliche Sache in der *petite politique* des Plantagenlebens. Ich habe sie ausgewählt, nicht wegen eines besonderen Interesses, welches sie besitzen kann, sondern weil sie zu einer Reihe von Ereignissen führte, welche auf meine eigene spätere Geschichte einen wichtigen Einfluß äußerten.

Das erste dieser Ereignisse war folgendes.

Der Gelbe Jake war, brennend vor Eifersucht über den Erfolg seines Nebenbuhlers, hämisch gegen Viola geworden. Als er ihr zufällig in dem Walde und weit von dem Hause entfernt begegnete, hatte er ihr eine schmachvolle Beleidigung zugefügt. Der Groll hatte ihn rücksichtslos gemacht. Das rechtzeitige Hinzukommen meiner Schwester hatte ihn abgehalten, Gewalt zu gebrauchen, aber die Absicht konnte nicht übersehen werden, und hauptsächlich durch den Einfluß meiner Schwester ward der Mulatte bestraft.

Es war dies das erste Mal, daß der Gelbe Jate eine Züchtigung erhalten, obschon nicht das erste Mal, daß er eine verdient hatte. Mein Vater war nachsichtig gegen ihn gewesen, zu nachsichtig, sagten Alle. Er hatte ihm oft verziehen, wenn er sich Fehler — ja sogar Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen.

Mein Vater war von ruhiger Gemüthsart und hegte einen außerordentlichen Widerwillen gegen Anwendung des äußersten Mittels — der Peitsche, aber in diesem Falle hatte meine Schwester mit Beharrlichkeit die Nothwendigkeit einer Züchtigung vorstellig gemacht. Viola war ihre Zofe und das schändliche Benehmen des Mulatten durfte nicht übersehen werden.

Diese Züchtigung heilte ihn nicht von seinem Gange zum Bösesthan.*

Kurz darauf ereignete sich ein Vorfall, welcher bewies, daß er rachsüchtig war. Das niedliche junge Reh meiner Schwester ward an dem Ufer des Sees todt gefunden. An irgend einer natürlichen Ursache konnte es nicht gestorben sein, denn nur erst eine Stunde vorher hatte man es noch frisch und munter auf dem Rasenplatze umherspringen sehen. Ein Krotobil konnte es nicht gethan haben und ein Wolf auch nicht. Es war weder ein Biß noch ein Riß daran

Handwritten note: ...

zu sehen und keine Spur von Blut da. Es mußte also nothwendig erdroffelt worden sein.

Und es war auch wirklich erdroffelt worden, wie sich in der Folge ergab. Der Gelbe Jake hatte es gethan und der Schwarze Jake hatte ihn dabei gesehen. Von dem Drangenwäldchen aus, wo Letzterer zufällig arbeitete, war er Zeuge des tragischen Auftritts gewesen und seine Aussage hatte für den Mulatten eine zweite Anzahl Peitschenhiebe zur Folge.

Ein drittes Ereigniß folgte dicht auf dieses, ein Streit zwischen dem Neger und dem Mulatten, der bald in Thätlichkeiten ausartete. Er war von dem Letztern gesucht worden, um sich zugleich an seinem Nebenbuhler und dem Augenzeugen seines letzten Verbrechens zu rächen. Dieser Streit endete nicht mit bloßen Schlägen. Der Gelbe Jake zog mit einem Instinkt, den er von seinem spanischen Vater geerbt, sein Messer und brachte seinem unbewaffneten Gegner eine schwere Wunde bei.

Dies Mal fiel die Strafe härter aus. Ich war selbst höchst aufgebracht, denn der Schwarze Jake war meine Leibwache und mein Liebling. Obschon seine Haut schwarz und sein Verstand nur wenig ausgebildet war, so machte ihn seine heitere Gemüthsart doch zu einem angenehmen Gesellschafter. Er war in der That der auserwählte Gespieler meines Knaben-

alters — mein Kamerad auf dem Wasser und in dem Walde.

Die Gerechtigkeit verlangte Genugthuung und der Gelbe Tafe ward dies Mal sehr hart gezüchtigt. Die Strafe erwies sich abermals als nutzlos. Er war unverbesserlich. Der dämonische Geist war zu stark in ihm — er war ein Theil seiner Natur.

Viertes Kapitel.

Die Hommocks.

Dicht vor der Drangerie befand sich eine jener eigenthümlichen Formationen des Bodens, welche, wie ich glaube, nur in Florida anzutreffen sind.

Ein kreisrundes Becken, gleich einer ungeheuern Zuckersiedepfanne, öffnet sich in der Erde, viele Fuß tief mit einem Durchmesser von fünfzig und mehr Schritten. Auf dem Boden dieses Beckens sieht man mehrere Vertiefungen von der Größe und dem Ansehen gegrabener Brunnen, regelmäßig cylinderförmig, ausgenommen da, wo die Wände eingefallen sind oder die felsige Scheidewand zwischen ihnen nachgegeben hat, in welchem Falle sie einer ungeheuern Honigwabe mit zerbrochenen Zellen gleichen.

Die Brunnen werden zuweilen trocken gefunden,

häufiger aber befindet sich Wasser auf dem Boden, welches oft auch den großen Behälter selbst anfüllt.

Solche natürliche Becken sind, obschon sie in der Mitte von Ebenen vorkommen, stets theilweise von Anhöhen und einzelnen Massen von muschelhaltigen Felsen umgeben. Alle diese sind von einem immergrünen Dickicht von einheimischen Bäumen, wie zum Beispiel *Magnolia grandiflora*, grünem Lorbeer, *Zanthoxylon*, Lebensseiche, Maulbeerbaum und mehreren Gattungen von Fächerpalmen (Palmetten) bedeckt.

Zuweilen findet man diese schattigen Dickichte unter den Bäumen der Tannenwälder, zuweilen aber zeigen sie sich auch mitten in den grünen Savanna's wie Inseln im Ocean.

Dies sind die Hommocks von Florida — so berühmt in der Geschichte seiner Indianerkriege.

Einer von diesen Hommocks befand sich also dicht außerhalb der Drangerie. Gruppen von Muschelfelsen bildeten einen Halbkreis um seinen Rand und das dunkle Laubwerk der immergrünen Bäume von den obenerwähnten Gattungen bildete die Drangerie.

Das in dem Becken enthaltene Wasser war süß und durchsichtig, und weit unten in seinen kristallinen Tiefen sah man goldene und rothe Fische mit gelben

Streifen und viele andere Varietäten, die sich den ganzen Tag über bunt durcheinander tummelten.

Das Becken war in der That ein natürlicher Fischteich und überdies ward es auch als der Familienbadeort benutzt, denn unter der heißen Sonne Florida's ist das Bad eben so sehr ein Bedürfniß als ein Hochgenuß.

Von dem Hause her näherte man sich diesem Wasserbecken vermittlest eines sandigen Weges, der quer durch die Drangerie führte, und einige große flache Steine setzten den Badenden in den Stand, bequem in das Wasser hinabzusteigen. Natürlich ward bloß den weißen Mitgliedern der Familie der Zutritt zu diesem reizenden Heiligthume gestattet.

Außerhalb des Hommock streckten sich die angebauten Felder, bis sie in der Ferne von dunklen Cypressen und weißen Cedernwäldern begrenzt wurden — einer Art von undurchdringlichem Morast, welcher das Land meilenweit jenseits bedeckte.

Auf der einen Seite der Plantagenfelder befand sich eine weite Ebene mit Rasen bedeckt und ohne Einhegung irgend einer Art. Dies war die Savanna, eine natürliche Wiese, wo die Pferde und Rinder der Pflanzung weideten. Auch Hehe zeigten sich oft auf dieser Ebene, eben so wie Schwärme von wilden Truthühnern.

51/2008
2/1/13

Ich stand gerade in dem Lebensalter, wo man die Jagd lieb gewinnen lernt. Wie die meisten jungen Leute der südlichen Staaten, welche wenig Anderes zu thun haben, war die Jagd meine Hauptbeschäftigung und ich liebte sie leidenschaftlich. Mein Vater hatte mir ein Paar prächtige Hunde verschafft, und es war ein Lieblingszeitvertreib von mir, mich in dem Hommock zu verstecken, auf die Rehe und Truthühner, wenn sie sich näherten, zu lauern und sie dann über die Savanna zu hetzen. Auf diese Weise machte ich hinsichtlich beider Wildgattungen manchen Fang, denn das wilde Truthuhn kann mit raschen Hunden sehr leicht niedergehetzt werden.

Die Stunde, zu welcher ich gewohnt war, mich dieser Belustigung zu widmen, war früh am Morgen, noch ehe Jemand von der Familie aufgestanden war. Dies war die beste Zeit, um das Wild auf der Savanna zu finden.

Eines Morgens begab ich mich wie gewöhnlich auf den Anstand in dem Dickicht. Ich kletterte auf einen Felsen, dessen flacher Gipfel mir sowohl als meinen Hunden gestattete, festen Fuß zu fassen. Von diesem hohen Standpunkte aus hatte ich die Aussicht auf die ganze Ebene und konnte jeden Gegenstand beobachten, der sich vielleicht darauf bewegte, während ich selbst vor jeder Beobachtung geschützt war.

Die breiten Blätter der Magnolia bildeten eine Laube um mich herum und ließen eine Oeffnung, durch welche hindurch ich recognosciren konnte.

An diesem besondern Morgen war ich vor Sonnenaufgang angelangt. Die Pferde waren noch in ihren Ställen und die Rinder noch in der Einhegung. Selbst von den Rehen war die Savanna verlassen, wie ich auf den ersten Blick bemerkte. Auf der ganzen weiten Fläche war nicht ein einziges zu sehen.

Ich ärgerte mich ein wenig, als ich dies bemerkte. Die Mutter erwartete an diesem Tage Besuch. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, zum Diner Wildpret zu haben. Ich hatte ihr versprochen, daß sie dessen bekommen sollte, und als ich die Savanna leer sah, fühlte ich mich daher in meiner Erwartung getäuscht.

Ich war aber auch ein wenig überrascht, denn der Anblick war ein sehr ungewöhnlicher. Fast jeden Morgen gab es auf einem oder dem andern Punkte dieses umfangreichen Weideplatzes einige Hirsche oder Rehe.

War schon ein Jäger vor mir dagewesen? Höchst wahrscheinlich. Vielleicht der junge Ringold von der nächsten Plantage, oder vielleicht einer von jenen indianischen Jägern, welche niemals zu schlafen scheinen.

Ganz gewiß war schon Jemand an Ort und Stelle gewesen und hatte das Wild hinweggeschreckt.

Die Savanna war ein freies Revier, und Jeder, der Lust hatte, konnte darauf jagen oder sein Vieh weiden lassen. Es war ein gemeinsames Terrain, welches keiner einzelnen der Pflanzungen angehörte — noch nicht angekauftes Regierungsland. Ganz gewiß war Kingzold dagewesen, oder auch vielleicht der alte Hickman, der Krokodiljäger, welcher an der Grenze unserer Pflanzung wohnte. Oder war mir vielleicht ein Indianer von dem andern Ufer des Flusses zuvorgekommen?

Durch solche Vermuthungen suchte ich mir die Abwesenheit des Wildes zu erklären.

Ich ärgerte mich. Nun war ich nicht im Stande, mein Versprechen zu halten und es gab zum Diner kein Wildpret. Einen Truthahn erlangte ich vielleicht noch, denn die Stunde, wo diese gejagt wurden, war noch nicht da. Ich hörte sie von den hohen Baumwipfeln rufen — ihr lautes „Krauderkauder!“ warb deutlich aus der Ferne durch die stille Morgenluft zu mir herübergetragen. Aus diesen machte ich mir aber Nichts — unsere Speisekammer war damit schon reichlich versehen. Ich hatte am Tage vorher ein Paar erlegt. Mehr brauchte ich nicht — aber Wildpret brauchte ich.

Um es mir zu verschaffen, mußte ich nothwendig eine andere Methode als die Hetzjagd versuchen. Ich hatte meine Büchse bei mir; ich konnte eine sogenannte stille Jagd im Walde versuchen oder, noch besser, ich konnte den Weg nach der Hütte des alten Hidman einschlagen. Dieser konnte mir vielleicht aus meiner Verlegenheit helfen. Vielleicht war er schon jagen gewesen. Wenn dem so war, so hatte er ganz gewiß Wildpret nach Hause gebracht. Dann konnte ich mir eine Quantität von ihm verschaffen und mein Versprechen halten.

Die Sonne ließ eben ihre Scheibe am Horizonte hervortreten. Ihre Strahlen trafen die Wipfel der fernen Cypressen, deren hellgrüne Blätter wie vergolbet glänzten.

Ich warf noch einen Blick auf die Savanna, ehe ich von meinem hohen Standpunkte herabstieg. Mit diesem Blicke aber sah ich Etwas, was mich bewog, meinen Entschluß zu ändern und auf dem Felsen zu bleiben.

Eine Heerde Nehe kam von dem Rande des Cypressenwaldes her — an der Ecke, wo der Lattenzaun die Savanna von den angebauten Feldern trennte.

„Ha!“ dachte ich, „die haben sich an den jungen Maispflanzen ein Gütliches gethan!“

Ich richtete meine Augen nach dem Punkte, wo sie, wie ich glaubte, aus den Feldern heraus gekommen waren. Ich mußte, daß an dieser Ecke eine Lücke in der Umzäunung war, die durch bewegliche Querlatten geschlossen werden konnte. Ich konnte sie von meinem Standpunkte aus sehen, bemerkte aber jetzt, daß die Querlatten auch wirklich geschlossen waren. Die Rehe konnten also nicht in den Feldern gewesen sein. Daß sie über den Verschluß oder über den Zaun gesprungen seien, war nicht wahrscheinlich. Der Zaun war sehr hoch und oben mit kreuzweis angebrachten „Reitern“ versehen. Der Lattenverschluß war eben so hoch, wie der übrige Zaun. Die Rehe mußten also wohl aus dem Walde kommen.

Auf diese Wahrnehmung folgte sofort eine andere. Die Thiere rannten sehr schnell, als ob sie durch die Gegenwart eines Feindes beunruhigt würden. War denn ein Jäger hinter ihnen? Der alte Hidman? Ringzold? Oder wer sonst?

Ich schaute begierig hin und ließ meine Augen an dem ganzen Rande des Gehölzes hinschweifen, sah aber eine Weile lang Niemand.

„Ein Luchs oder ein Bär hat sie vielleicht aufgescheucht,“ dachte ich. „Wenn dies der Fall ist, so werden sie nicht weit gehen, dann habe ich noch

Aussicht, mit meinen Hunden Etwas zu erjagen. Vielleicht —“

Meine Betrachtungen wurden zu einem plötzlichen Ende gebracht, indem ich jetzt wahrte, was die Flucht der Rehe veranlaßt hatte. Es war weder ein Bär, noch ein Luchs, sondern ein menschliches Wesen.

Ein Mann trat eben aus dem dunkeln Schatten der Cypressen hervor. Die Sonne berührte jetzt erst die Wipfel der Bäume, aber es war unten schon hell genug, um die Gestalt eines Mannes zu sehen — ja noch mehr — zu erkennen, wer es war. Es war weder Ringgold, noch Sidman, noch auch ein Indianer. Die Kleidung kannte ich wohl — die blauen Hosen, das gestreifte Hemd, den Palmettohut. Diese Kleidung war die, welche unser Holzhauer trug.

Der Mann war der Gelbe Fale.

Fünftes Kapitel.

Der Mulatte und sein Begleiter.

Nicht ohne einige Ueberraschung machte ich diese Entdeckung. Was machte der Mulatte zu dieser Stunde im Walde? Es war nicht seine Gewohnheit, so fleißig zu sein — im Gegentheile war es stets schwierig, ihn zu seiner Arbeit aufzurütteln. Er war kein Jäger — er fand keinen Geschmack daran. Ich sah ihn nie einem Wild nachgehen, obschon er, weil er fortwährend im Walde war, die Schlupfwinkel und Gewohnheiten jedes darin wohnenden Thieres genau kannte. Was machte er also an diesem Morgen schon außer dem Hause?

Ich blieb auf meinem erhabenen Standpunkte, um ihn zu belauern, während ich auch gleichzeitig das Rothwild im Auge behielt.

Es ward bald klar, daß der Mulatte nicht diesem nachging; denn als er aus dem Walde heraus kam, ging er am Rande desselben hin, und zwar in einer Richtung, welche der, in welcher die Mehe sich bewegten, entgegengesetzt war. Er ging stracks auf die Oeffnung zu, welche in das Maisfeld hineinführte.

Ich bemerkte, daß er sich langsam und in geduckter Haltung bewegte. Es schien mir, als befände sich ein Gegenstand zu seinen Füßen. Es schien ein Hund zu sein, aber ein sehr kleiner. Vielleicht ein Dpossum, dachte ich. Das Thier war von weißlicher Farbe, wie diese Geschöpfe gewöhnlich sind; in so großer Ferne aber konnte ich zwischen einem Dpossum und einem kleinen Hunde nicht unterscheiden. Dennoch glaubte ich, es sei ein Dpossum, welches er im Walde gefangen habe und jetzt an einer Schnur mit sich fortführe.

In all' diesem Benehmen lag durchaus nichts Auffallendes oder Unwahrscheinliches. Der Mulatte hatte vielleicht am Tage vorher eine Dpossumhöhle entdeckt und dem Thiere eine Falle gestellt. Es konnte sich in der Nacht gefangen haben und er war nun damit auf dem Heimwege.

Das Einzige, was mich überraschte, war, daß der Kerl Jäger geworden war; doch erklärte ich mir

dies durch eine anderweite Hypothese. Ich besann mich, wie gern die Neger das Fleisch des Dpoffums essen, und der Gelbe Bate machte keine Ausnahme von dieser Regel. Vielleicht hatte er am Tage vorher gesehen, daß dieses mit leichter Mühe zu erlangen war, und beschloß, sich diesen Braten zu verschaffen.

Aber warum transportirte er es nicht auf geeignete Weise? Er schien es zu führen oder vielmehr zu zerren — denn ich wußte, daß dieses Thier sich nicht führen läßt, und dann und wann bemerkte ich, daß er sich darauf niederbeugte, wie um es zu kieflosen.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Ein Dpoffum konnte es nicht sein.

Ich beobachtete den Mulatten scharf, bis er der Oeffnung des Zauns gegenüber kam. Ich erwartete, ihn über die Ratten steigen zu sehen, weil der nächste Weg nach dem Hause durch das Maisfeld führte. Allerdings ging er in das Feld hinein; zu meinem Erstaunen aber sah ich ihn, anstatt nach der gewöhnlichen Weise darüber klettern, eine Ratte nach der andern herausziehen, bis zu der allertiefsten. Ueberdies bemerkte ich auch, daß er die Ratten auf die Seite warf, so daß die Lücke vollständig offen blieb.

Dann ging er hindurch, bewegte sich in derselben

gebuckten Haltung in den Mais hinein und verschwand hinter den breiten Halmen der jungen Maispflanzen.

Eine Weile sah ich Nichts mehr von ihm oder dem weißen Gegenstande, den er auf so eigenthümliche Weise hinter sich herzerzte.

Ich wendete meine Aufmerksamkeit den Nehen zu.

Diese hatten ihren Schrecken vergessen und ziemlich in der Mitte der Savanna Halt gemacht, wo sie jetzt ruhig weideten.

Aber ich konnte nicht umhin, über diese sonderbaren Manöuvres nachzudenken, deren Augenzeuge ich so eben gewesen, und abermals richtete ich meine Augen nach dem Platze, wo ich den Mulatten zuletzt gesehen.

Er war immer noch unter den Maispflanzen. Ich konnte Nichts von ihm sehen, aber in diesem Augenblicke ruheten meine Augen auf einem Gegenstande, der sie mit neuer Ueberraschung erfüllte.

Gerade an dem Punkte, wo der Gelbe Bafe aus dem Walde heraus gekommen war, bewegte sich jetzt etwas Anderes und kam ebenfalls auf die offene Savanna heraus.

Es war ein dunkler Gegenstand, und nach seiner zur Erde niedergebeugten Stellung schien es ein

Mann zu sein, der auf den Händen vorwärts kroch und die Beine nachschleppte.

Einige Augenblicke lang glaubte ich wirklich, es sei ein Mensch — nicht ein weißer Mann — sondern ein Neger oder ein Indianer. Die Taktik war indianisch, aber wir lebten in Frieden mit diesen Leuten, und warum hätte einer von ihnen auf diese Weise dem Mulatten nachspüren sollen? Ich sage: nachspüren, denn die Haltung und Bewegungen, mochte nun das Geschöpf, welches ich sah, sein, was es für eines wollte, verriethen deutlich, daß es genau denselben Weg verfolgte, welchen der Gelbe Zake so eben gegangen war.

War es der Schwarze Zake, der ihm nachschlich?

Dieser Gedanke drängte sich mir plötzlich auf. Ich entsann mich der Blutrache, welche zwischen ihnen bestand. Ich gedachte des Kampfes, bei welchem der Gelbe Zake von seinem Messer Gebrauch gemacht. Allerdings war er gestraft worden, aber nicht von dem Schwarzen Zake selbst. Suchte der Letztere sich jetzt persönlich zu rächen?

Dies hätte als die leichteste Erklärung des Auftretts, welcher mich so verblüffte, gelten können, wenn es nicht sehr unwahrscheinlich gewesen wäre, daß der Schwarze auf solche Weise handeln würde. Ich konnte nicht glauben, daß der edelmüthige Neger auf gemeine

Weise sich wieder abzufinden suchen würde, wie rachsüchtig er sich auch gegen einen Menschen fühlen mochte, der ihn auf so meuchlerische Weise angegriffen. Es stimmte dies nicht mit seinem Charakter überein.

Nein. Er konnte es nicht sein, der so aus dem Gebüsch herausgetrochen kam.

Weder er, noch sonst Jemand.

In diesem Augenblicke blitzte die goldene Sonne über die Savanna. Ihre Strahlen streiften den grünen Rasen und beleuchteten die Bäume bis zu den Wurzeln herab. Die dunkle Gestalt kam aus dem Schatten heraus und nahm die Richtung nach dem Maisfelde. Der lange zur Erde niedergebeugte Körper glitzerte in der Sonne wie ein Schuppenpanzer!

Nun war er leicht zu erkennen. Es war kein Neger — kein Indianer — überhaupt kein Mensch, sondern die scheußliche Gestalt eines Alligators!

Sechstes Kapitel.

Der Alligator.

Für Jemanden, der an den Ufern eines Flusses von Florida erzogen — ich möchte fast sagen, geboren worden, liegt in dem Anblicke eines Alligators nichts sehr Merkwürdiges. Auch nicht etwas sehr Schreckliches, denn so häßlich der große Saurier auch ist — sicherlich ist seine Gestalt die widerwärtigste in dem ganzen Thierreiche — so wird er doch von Denen, welche ihn am besten kennen, am wenigsten gefürchtet. Dennoch aber nähert man sich ihm selten ohne ein gewisses Gefühl von Furcht. Wer seinen Schlupfwinkeln und Gewohnheiten fremd ist, verabscheut und flieht ihn, und selbst der Eingeborene — mag er ein Rother, ein Weißer oder ein Schwarzer sein — dessen Heimath an den Sumpf und die Lagune

grenzt, nähert sich dieser riesigen Eidechse mit Vorsicht.

Einige Stubengelehrte haben behauptet, daß der Alligator den Menschen nicht angreife, und dennoch geben sie zu, daß er Pferde und Hornvieh zerreiße. Eine gleiche Behauptung wird hinsichtlich des Jaguars und des Vampyrs aufgestellt.

Seltene Behauptungen im Angesichte von tausend Zeugnissen, welche das Gegentheil beweisen!

Allerdings ist es wahr, daß der Alligator den Menschen nicht alle Mal angreift, wenn eine Gelegenheit sich dazu darbietet; dies thut auch der Löwe, ja sogar der Tiger nicht — aber selbst der falsche Buffon würde kaum so kühn sein, zu behaupten, der Alligator sei unschädlich.

Wenn man eine Liste von den menschlichen Wesen aufstellen könnte, welche seit den Tagen Columbus' der Gefräßigkeit dieses Thieres zum Opfer gefallen sind, so würde eine enorme Zahl heraus kommen, ganz gewiß eben so groß wie die der in demselben Zeitraume durch den indischen Tiger oder afrikanischen Löwen gefallenen Opfer. Humboldt erhielt während seines kurzen Verweilens in Südamerika Kenntniß von vielen derartigen Fällen, und ich für meine Person kenne mehr als einen Fall von wirklichem Tode und viele von zerrissenen Glied-

maßen in Folge der Thätigkeit der Kinnladen des amerikanischen Alligators.

Es giebt viele Gattungen, sowohl von dem Kaiman oder Alligator als von dem eigentlichen Krokodil, in den Gewässern des tropischen Amerika. Sie sind mehr oder weniger wild und daher rührt der Unterschied in den Erzählungen der Reisenden hinsichtlich ihrer Gefährlichkeit. Sogar eine und dieselbe Gattung in zwei verschiedenen Flüssen ist nicht immer von einerlei Disposition. Diese wird durch äußere Umstände bestimmt, eben so wie dies auch bei andern Thieren der Fall ist. Größe, Klima, Kolonisation, Alles äußert seine Wirkung, und was vielleicht noch sonderbarer erscheint, ihre Gefährlichkeit richtet sich nach dem Charakter der Menschenrace, welche zufällig in ihrer Nähe wohnt!

In manchen der südamerikanischen Flüsse, deren Ufer die Heimath des schlechtbewaffneten trägen Indianers sind, zeigen sich die Kaimans außerordentlich kühn, und es ist gefährlich, sich ihnen zu nähern. Gerade so waren ihre Vettern, die Alligatoren des Nordens, bis der rüstige Hinterwäldler mit seiner Art in der einen und die Büchse in der andern Hand sie lehrte, die aufrechte Gestalt zu fürchten — ein Beweis, daß diese kriechenden Geschöpfe einen gewissen Grad von Verstand besitzen.

Selbst noch diese Stunde kann man sich in vielen der Sümpfe und Ströme Florida's ausgewachsenen alten Alligatoren nicht ohne Gefahr nähern. Dies ist besonders der Fall während der Brunstzeit, und noch mehr da, wo diese Reptilien fern von menschlichen Wohnungen angetroffen werden. In Florida giebt es Flüsse und Lagunen, wo ein Schwimmer nicht mehr Aussicht hätte, leben zu bleiben, als wenn er sich in ein Meer voll Hai'sische stürzte. Trotz all' diesem aber bringt die Gewohnheit den Menschen so weit, daß er selbst wirkliche Gefahr als etwas Unerhebliches betrachtet, besonders wenn diese Gefahr fast ununterbrochen ist, und der Bewohner des Cypressen- und Cedernsumpfes ist gewohnt, die Drohung des häßlichen Alligators ohne große Gemüthsbewegung zu betrachten. Den Eingeborenen von Florida ist seine Anwesenheit nichts Neues und das Kommen oder Gehen des Thieres erregt blos geringes Interesse, ausgenommen vielleicht in dem Herzen des schwarzen Mannes, der das Fleisch des Schwanzes genießt, oder des Alligatorjägers, welcher vom Verkauf der Haut lebt.

Das Erscheinen eines solchen Thieres am Rande der Savanna würde daher mir weiter nicht aufgefallen sein, wenn es nicht wegen seiner eigenthümlichen Bewegungen eben so wie derer geschehen wäre,

die ich so eben auf Seiten des Mulatten bemerkt. Ich konnte nicht umhin, zu glauben, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden bestünde — auf alle Fälle schien es gewiß, daß das Krokodil dem Menschen folgte!

Ob es ihn sah, oder ob es seiner Witterung folgte, konnte ich nicht sagen. Ich glaubte, das Letztere sei der Fall, denn der Mulatte war unter die Maispflanzen hinein, ehe der Alligator außerhalb des Gehölzes erschien, und er konnte ihn kaum gesehen haben, als er die Richtung nach der Oeffnung des Zaunes nahm.

Allerdings war es wohl möglich, aber ich glaubte es nicht. Viel wahrscheinlicher folgte es der Spur; aber ob das Thier fähig sei, dies zu thun, überlegte ich weiter nicht.

Weiter kroch es über den Rasen — über die Ecke der Wiese hinweg und immer direct auf dem Wege, welchen der Mann genommen. Dann und wann machte es Halt, drückte seine Brust platt gegen die Erde und blieb einige Secunden lang in dieser Stellung, als ob es ausruhete. Dann hob es seinen Körper beinahe eine Elle hoch und bewegte sich mit anscheinender Begier weiter vorwärts, als ob es einer ihm voranschreitenden anziehenden Gewalt gehorchte.

Der Alligator kommt auf trockenem Boden nur langsam vorwärts — nicht schneller als eine Ente oder Gans. Das Wasser ist sein eigentliches Element, wo er sich fast mit der Schnelligkeit des Fisches bewegt.

Endlich erreichte er die Zaunlücke und nach einer abermaligen Pause zog er seinen langen, dunkeln Körper in die Einhegung hinein. Ich sah ihn unter die Maispflanzen gerade an dem Punkte hineintriefen, wo der Mulatte verschwunden war. Natürlich war er nun meinen Blicken ebenfalls entzogen.

Ich zweifelte nicht länger, daß das Ungeheuer dem Manne folge, und eben so überzeugt war ich, daß der Letztere wußte, daß es ihm folgte!

Wie konnte ich auch an einer oder der andern dieser Thatsachen zweifeln? Von der erstern war ich Augenzeuge; von der andern hatte ich umständliche Beweise. Die eigenthümlichen Stellungen und Gebärden des Mulatten, sein Herausziehen der Latten und Offenlassen der Lücke; sein wiederholtes Umschauen, welches ich bemerkt hatte, während er den freien Platz überschritt — dies waren meine Beweise, daß er wußte, wer hinter ihm herkam — daß er es ganz unzweifelhaft wußte.

Aber meine Ueberzeugung in Bezug auf diese beiden Punkte trug durchaus nicht dazu bei, das

Geheimniß aufzuklären — denn ein Geheimniß war es geworden. Ohne Zweifel ward der Alligator durch irgend Etwas nachgelockt, welchem er anscheinend nicht im Stande war, zu widerstehen. Sein begieriges Weiterkriechen war ein augenscheinlicher Beleg dazu und bewies, daß der Mann irgend einen Einfluß auf das Thier ausübte, wodurch es immer weiter geködert ward. Worin aber bestand dieser Einfluß? Lockte der Mulatte das Thier durch einen Zauber Obeah's?

Ein abergläubischer Schauer bemächtigte sich meiner, während ich mir diese Frage vorlegte. Ich hatte in diesem Augenblicke wirklich solche Ideen. Unter Afrikanern aufgewachsen, wie ich war, in den Armen mancher schwarzen Amme gewiegt, vielleicht aus ihrer Brust genährt, war es nicht zu verwundern, wenn mein junges Gemüth von dem Aberglauben Bonny's und Benie's angesteckt war. Ich wußte, daß es Alligatoren in dem Cypressensumpfe — in den entlegeneren Stellen desselben einige von ungeheurer Größe gab; wie es aber der Gelbe Jake angefangen hatte, eins derselben herauszulocken und es zu bewegen, daß es ihm über das trockene angebaute Feld folgte, dies war ein Räthsel, welches ich mir nicht erklären konnte. Ich konnte mir keine natürliche Ursache denken und sah mich daher genöthigt,

zu den Regionen des Zauberhaften und Unnatürlichen meine Zuflucht zu nehmen.

Ich stand lange da und schaute verwundert zu. Die Rehe waren gänzlich aus meinen Gedanken entschwunden. Sie weideten unbeachtet. Ich war zu sehr von den geheimnißvollen Bewegungen des Mulatten und seines amphibischen Nachfolgers in Anspruch genommen.

Siebentes Kapitel.

Der Schildkrötentümpel.

- So lange sie in dem Maisfelde blieben, sah ich weder von dem Einen noch von dem Andern Etwas. Die Richtung meines Blickes war im Verhältnisse zu den Reihen der Halme ein wenig schräg. Der Mais war schon hoch aufgeschossen und seine langen Halme und breiten, lanzenförmigen Blätter würden den Kopf eines Mannes zu Pferde überragt haben. Ein Dickicht von immergrünen Bäumen wäre für das Auge nicht undurchdringlicher gewesen.

Wenn ich ein wenig rechts gegangen wäre, so wäre ich in gerade Linie mit den Maisreihen gekommen und hätte weit zwischen ihnen hinabschauen können.

Dies aber hätte mich aus meiner schützenden Laube herausgeführt und der Mulatte hätte dann vielleicht mich gesehen. Aus gewissen Gründen wünschte ich jedoch nicht, daß er dies thun möchte, und ich blieb, wo ich bisher gestanden hatte.

Ich war überzeugt, daß der Mann immer noch weiter in das Feld hineinging und endlich wieder auf den freien Raum herauskommen müsse.

Ein Indigofeld lag zwischen dem Hommock und dem Maisfelde. Um sich dem Hause zu nähern, hätte er durch dieses Indigofeld passiren müssen, und da die Pflanzen nicht viel über zwei Fuß hoch waren, so hätte ich nicht verfehlen können, ihn zu bemerken, während er hindurch gekommen wäre. Ich wartete daher mit einem Gefühle von neugieriger Erwartung, während meine Gedanken immer noch einen Anflug von Aberglauben hatten.

Er kam langsam vorwärts — sehr langsam, aber ich wußte, daß er vorwärts ging. Ich konnte seine Fortbewegung an einem gelegentlichen Schwanken verfolgen, welches ich unter den Blättern und Quasten des Maises bemerkte.

Der Morgen war still. Kein Lüftchen rührte sich und demzufolge mußte diese Bewegung der Maishalme durch Jemanden verursacht werden, der

durch sie hindurchschritt — natürlich durch den Mullatten selbst.

Dasselbe weiter zurück bemerkbare Schwanken verrieth, daß der Alligator immer noch folgte.

Wieder und wieder bemerkte ich diese Bewegung unter den Maishalmen. Es war augenscheinlich, daß der Mann nicht der Richtung der Reihen folgte, sondern sich in schräger Richtung hindurch bewegte!

Zu welchem Zwecke? Ich konnte es nicht errathen. Jeder der Zwischenräume hätte ihn nach dem Hause geführt — wohin er sich nach meiner Meinung zu begeben beabsichtigte. Warum sollte er daher einen schwierigeren Weg einschlagen?

Erst später entdeckte ich den Zweck, den er bei dieser zickzackförmigen Bewegung hatte. Er war nun fast bis an den andern Rand des Maisfeldes gelangt. Das Indigofeld war nicht sehr breit und er war schon so nahe, daß ich das Rascheln der Maisähälme hören konnte, so wie dieselben an einander schlügen.

Jetzt hörte ich aber auch noch einen andern Ton. Er glich dem Heulen eines Hundes. Ich hörte ihn wieder und nach einem Zwischenraume abermals. Es war nicht die Stimme eines völlig ausgewachsenen Hundes, sondern mehr das matte Gewinsel eines jungen.

Anfangs glaubte ich, diese Töne rührten von dem Alligator her, denn diese Thiere geben solche Töne von sich, aber bloß so lange sie jung sind. Das, welches dem Mulatten folgte, war völlig ausgewachsen und das Gewinsel konnte daher nicht von ihm herrühren. Ueberdies kamen die Töne auch von einem Punkte, der mir näher war — von der Stelle, wo der Mulatte selbst sich bewegte.

Nun fiel mir wieder der weiße Gegenstand ein, den ich bemerkt hatte, als der Mulatte die Ecke der Savanna überschritt. Es war also nicht ein Dpoffum, sondern ein junger Hund.

Ja, ich hörte den Ton wieder — es war das Winseln eines jungen Hundes — nichts Anderes.

Wenn ich aber auch an dem Zeugnisse meiner Ohren gezweifelt hätte, so würden doch meine Augen mich bald überzeugt haben, denn gerade in diesem Augenblicke sah ich den Mann aus dem Maisfeld mit einem Hunde an seiner Seite herauskommen — einem kleinen weißen Spitz, der noch ziemlich jung zu sein schien. Er führte das Thier an einer Schnur und schleppte es halb hinter sich her. Ich sah nun den Mann ganz deutlich und überzeugte mich, daß es wirklich unser Holzhauer, der Gelbe Tafe war.

Ehe er aus dem ihn bergenden Maisfeld herauskam, machte er einen Augenblick lang Halt, als

ob er das vor ihm liegende Terrain recognosciren wollte. Er war auf seinen Füßen und in aufrechter Stellung. Welchen Beweggrund er auch haben mochte, sich zu verbergen, so brauchte er doch unter den hohen Maispflanzen sich nicht zusammen zu ducken. Der Indigo dagegen versprach keinen so guten Schutz und er überlegte augenscheinlich, wie er hindurchkommen sollte, ohne bemerkt zu werden.

Offenbar hatte er einen Beweggrund, sich zu verbergen — alle seine Bewegungen bewiesen dies — aber zu welchem Zwecke, konnte ich nicht errathen.

Der Indigo war von der Art, welche unter dem Namen des „falschen Guatemala“ bekannt ist. Es gab mehrere Gattungen, die auf der Plantage gebaut wurden, dieser aber wuchs am höchsten, und einige der Pflanzen, jetzt in ihrer vollkommenen purpurnen Blüthe, überragten die Bodenfläche um beinahe drei Fuß. Ein Mann, der in aufrechter Haltung hindurchgegangen wäre, hätte natürlich von jedem Punkte des Feldes aus gesehen werden können; aber es war möglich, sich so zu ducken, daß er un bemerkt durch die Reihen hindurch gehen konnte.

Diese Möglichkeit schien auch dem Holzhauer einzufallen, denn nach einer kurzen Pause warf er sich auf Hände und Kniee nieder und begann durch den Indigo weiter zu kriechen.

Hier hatte er keine Umzäunung zu passieren. Die angebauten Felder waren alle von einer einzigen großen Einhegung umschlossen und nur eine offene Furche bildete die Scheidelinie zwischen den beiden Pflanzenarten.

Hätte ich mich mit dem Felde in gleicher Ebene befunden, so wäre der Schleicher jetzt meinen Blicken entzogen gewesen; mein erhöhter Standpunkt aber befähigte mich, in die Zwischenräume der Reihen hineinzusehen, und ich konnte jede Bewegung beobachten, die er machte.

Dann und wann blieb er stehen, hob den Hund in die Höhe und hielt ihn einige Secunden lang in den Händen, während welcher Zeit das Thier fortfuhr zu heulen, als ob es Schmerzen empfände. Als er näher kam und diese Operation wiederholte, sah ich, daß er den Hund in die Ohren knipp!

Fünzig Schritte hinter ihm zeigte sich die große Eidechse, welche jetzt aus dem Mais herauskam. Sie machte auf dem freien Platze kaum eine Pause, sondern folgte beharrlich der Spur und kroch unter den Indigo hinein.

In diesem Augenblicke ging mir ein Licht auf. Ich dachte nicht mehr an die Zaubermacht Obeah's.

Das Geheimniß war gelöst — der Alligator ward durch das Winseln des Hundes vorwärts gelockt.

Ich hätte schon eher daran denken können, denn ich hatte schon früher davon gehört. Ich hatte aus guter Quelle — von dem Alligatorjäger selbst, der sie oft durch diesen Köder gefangen — vernommen, daß diese Thiere einem heulenden Hunde meilenweit durch den Wald folgen und daß besonders die alten Männchen dieser Gewohnheit ergeben sind. Sidman glaubte, daß sie die Stimme des Hundes fälschlich für die ihrer eigenen Kinder hielten, welche von diesen unnatürlichen Eltern begierig verschlungen werden.

Abgesehen aber von diesem ungeheuerlichen Gange ist es eine wohlbekannte Thatsache, daß Hunde die Lieblingsbeute des Alligators sind, und der unglückliche Spürhund, der sich, vom Eifer der Jagd getrieben, durch einen Bach oder eine Lagune wagt, ist sicher, von diesen häßlichen Amphibien angegriffen zu werden.

Der Alligator ward sonach durch die Stimme des Hundes vorwärts gelockt, und dies erklärte die große Ueberlandreise, welche er machte.

Nun bestand kein Geheimniß mehr — wenigstens nicht in Bezug auf die Art und Weise, auf welche der Alligator weiter gelockt ward.

Das Einzige, was noch zu erklären war, be-

stand darin: Welchen Beweggrund hatte der Mulatte, dieses eigenthümliche Manövre auszuführen?

Als ich ihn sich auf Hände und Kniee niederwerfen sah, glaubte ich, er thäte dies, um sich dem Hause zu nähern, ohne bemerkt zu werden.

Während ich aber fortfuhr, ihn zu belauern, ward ich anderer Meinung. Ich bemerkte, daß er öfter und mit größerer Unruhe hinter sich schaute, als ob er blos wünschte, den Augen des Alligators verborgen zu bleiben. Auch bemerkte ich, daß er häufig die Richtung wechselte, als ob er beabsichtigte, einen Schirm von den Pflanzen zwischen sich und dem ihm folgenden Alligator zu haben.

Daraus erklärte sich auch seine zickzackförmige Bewegung durch die Maispflanzen, von der ich bereits gesprochen.

Im Grunde genommen war es also vielleicht nur ein wunderlicher Einfall, welcher dem Mulatten in den Kopf gekommen war. Er hatte diese seltsame Mode, den Alligator aus seinen Schlupfwinkeln zu locken, gelernt — vielleicht hatte der alte Dickman ihm gezeigt wie — oder er war auch beim Holzhauen in den Sümpfen durch eigene Beobachtung dahintergekommen.

Führte er aber das Krokodil aus irgend einem, excentrischen Beweggrunde nach dem Hause? — Um

es seinen Kameraden zu zeigen? oder um einen Kampf zwischen demselben und den Haushunden herbeizuführen? — oder aus einem andern ähnlichen Grunde?

Ich konnte seine Absicht nicht errathen und würde weiter nicht daran gedacht haben, wenn nicht einige kleine Umstände gewesen wären, die einen Eindruck auf mich gemacht hätten.

Ich ward von der eigenthümlichen Mühe betroffen, welche der Bursche sich gab, seine Absicht mit Erfolg auszuführen. Er sparte weder Mühe noch Zeit. Allerdings war heute kein Arbeitstag auf der Pflanzung. Es war Feiertag und die Zeit war fein; aber es war nicht die Gewohnheit des Gelben Bats, so früh sich aufzumachen, und die Mühe, die er sich gab, stimmte mit seiner sonstigen Trägheit durchaus nicht überein. Irgend ein starker Beweggrund mußte ihn zu diesem Manövre angetrieben haben. Aber welcher ein Beweggrund war dies?

Ich dachte darüber nach, aber konnte es nicht ergründen.

Und dennoch fühlte ich Unruhe, während ich ihn belauerte. Es war ein unklares Gefühl und ich konnte keinen Grund dafür angeben — ausgenommen die Thatsache, daß der Mulatte ein schlechter Kerl war, und ich wußte, daß man ihm fast jede

Berruchtheit zutrauen konnte. Wenn aber seine Absicht eine schlechte war, welche böse That konnte er mit dem Alligator ausführen? Niemand fürchtete ein solches Thier auf trockenem Lande; es konnte Niemandem Schaden zufügen.

So dachte ich nach und immer noch fühlte ich einige unbestimmte Befürchtungen.

Ohne dieses Gefühl hätte ich jedenfalls darauf verzichtet, seine Bewegungen weiter zu beobachten, und meine Aufmerksamkeit lieber der Rehherde zugewendet, welche, wie ich jetzt bemerkte, die Savanna heraufkam und sich dem Orte meines Verstecks immer mehr näherte.

Ich widerstand aber der Versuchung und fuhr fort, den Mulatten ein wenig länger zu beobachten.

Ich blieb nun nicht lange mehr in Ungewißheit.

Er war jetzt an dem äußern Rande des Himmels angekommen, welchen er aber nicht betrat. Ich sah ihn um das Dickicht herumbiegen und seinen Weg nach der Drangerie weiter fortsetzen. Es war ein Pförtchen an dieser Ecke, welches er passirte und dann hinter sich offen ließ. In kurzen Zwischenräumen nöthigte er den Hund immer noch, sein unfreiwilliges Gewinsel auszustossen.

Er brauchte jetzt nicht mehr sehr laut zu heulen, denn der Alligator war jetzt dicht hinter ihm. Ich

hatte einen vollen Ueberblick über das Ungeheuer, als es unter meinem Standpunkte vorüberkroch. Es war keines von den größten, obschon es mehrere Ellen lang war. Es mochte von der Schnauze bis zur äußersten Schwanzspitze zwölf Fuß messen. Es tastschte mit seinen breiten Schwimmsfüßen auf den Boden, als es so weiter kroch. Seine runzlige Haut von bläulich-brauner Farbe war mit schlüpfrigem Schleime bedeckt, welcher in der Sonne glitzerte, und große Massen Sumpfschlamm hingen in den Vertiefungen zwischen seinen länglich viereckigen Schuppen.

Es schien sehr aufgeregert zu sein, und so oft es die Stimme des Hundes hörte, zeigte es neue Symptome von Wuth. Es richtete sich auf seinen muskelstarken Armen in die Höhe, hob den Kopf hoch empor — als ob es seine Beute sehen möchte — peitschte mit seinem Schwanze die Luft und ließ seinen Körper fast auf das Doppelte seiner natürlichen Dimensionen anschwellen.

Gleichzeitig ließ es aus seiner Kehle und seinen Nüstern ein lautes Geräusch hören, welches dem Rollen fernen Donners glich, und sein Moschusgeruch erfüllte die Luft mit einem Dunste, welcher fast Uebelkeit erregte.

Ein scheußlicheres Geschöpf konnte man sich

kaum denken. Selbst der fabelhafte Drache hätte keinen entsetzlicheren Anblick darbieten können.

Ohne anzuhalten, schleppte es seinen langen Körper durch das Thor, immer noch der Richtung des Winkels folgend. Die Blätter der Bäume traten nun dazwischen und entzogen das fürchterliche Thier meinen Blicken.

Ich wendete mein Gesicht nach der entgegengesetzten Richtung — nach dem Hause — um die ferneren Bewegungen des Mulatten zu überwachen.

• Von meinem Standpunkte aus hatte ich die Aussicht auf den Wasserbehälter und konnte ziemlich Alles sehen, was denselben umgab. Die innere Seite war ganz besonders meinen Blicken ausgesetzt, weil sie gegenüber lag und man sich ihr nur durch die Drangerie nähern konnte.

Zwischen dem Wäldchen und dem Rande des großen Beckens befand sich ein offener Zwischenraum. Hier war ein künstlicher Teich von nur wenigen Ellen Breite angebracht, der nicht viel Wasser enthielt, welches mittelst einer Pumpe aus dem Hauptbehälter hierher befördert ward. Dieser Teich oder vielmehr diese Einhegung war der „Schildkrötentümpel,“ ein Ort, an welchem Schildkröten gefüttert oder gehegt wurden, um stets zum Verspeisen bei der Hand zu sein. Mein Vater hatte die Gewohnheiten der vir-

ginischen Gastfreundschaft beibehalten und in Florida sind dergleichen Delikatessen mit leichter Mühe zu erlangen. Die Erhöhung dieses Schildkrötentümpels bildete den geraden Weg nach dem Wasserbecken, und als ich mich umbahete, sah ich den Gelben Iafe darauf und eben im Begriffe, sich dem Teiche zu nähern. Er trug den Hund noch auf seinem Arme, und ich sah, daß er ihn zwang, ein fortwährendes Geheul auszustößen.

Als er die hinabführenden Stufen erreichte, stand er einen Augenblick still und schaute zurück. Ich bemerkte, daß er in beiderlei Richtung zurückschaute, — erstens nach dem Hause und dann mit zufriedener Miene in der Richtung, woher er gekommen war. Ohne Zweifel sah er den Alligator dicht in der Nähe; denn ohne weiter zu zögern, schleuderte er den Hund weit hinüber in das Wasser, zog sich dann längs der Einfassung des Schildkrötentümpels zurück, schlich rasch unter die Orangenbäume hinein und war nun nicht mehr sichtbar.

Der auf diese Weise plötzlich in den kalten Wasserbehälter geworfene Hund fuhr fort, ununterbrochen zu heulen, indem er zugleich das Wasser heftig mit den Füßen schlug, um sich schwimmend zu erhalten.

Seine Bemühungen waren von kurzer Dauer. Der nun von dem ihm wohlbekannten Geräusche des

plätschernden Wassers sowohl, als von dem Geheule des Hundes geleitete Alligator kroch rasch bis an den Rand und sprang, ohne einen Augenblick zu zögern, vorwärts in den Teich hinein. Pfeilschnell schoß er bis in die Mitte, faßte das arme Opfer zwischen seinen knöchigen Kinnladen und tauchte augenblicklich unter.

Ich konnte eine Zeitlang seine ungeheuerliche Gestalt weit unten in dem durchsichtigen Wasser sehen; es dauerte jedoch nicht lange, so ging er, von seinem Instinkte geleitet, in einen der tiefen Brunnen hinein, in dessen Dunkelheit er den Blicken entschwand.

Achtes Kapitel.

Die Königsgeier.

„Also, mein gelber Freund, das ist Deine Absicht! — Du willst Rache nehmen. Ich werde Dich dafür büßen lassen, Du heimtückischer Schurke! Du ahntest nicht, daß Du beobachtet wurdest. Ha! Du sollst diese satanische List bereuen, noch ehe es Abend wird.“

So ungefähr sagte ich bei mir selbst, sobald ich die Absicht des von dem Mulatten ausgeführten Manöuvres begriffen hatte — denn nun verstand ich es — wenigstens glaubte ich es.

Der Behälter war mit schönen Fischen angefüllt. Es waren Gold- und Silberfische, rothe Forellen und dergleichen darin. Sie waren die besondern Lieblinge meiner Schwester. Sie liebte sie sehr. Es

war ihre Gewohnheit, sie täglich zu besuchen, sie zu füttern und ihrem lustigen Treiben zuzusehen. Manchem so im Wasser aufgeführten Cotillon hatte sie zugesehen; die Fische kannten sie, folgten ihr rings um den ganzen Behälter herum und nahmen ihr das Futter aus den Fingern. Es machte ihr großes Vergnügen, sie auf diese Weise zu füttern.

Hierin lag die Rache. Der Mulatte wußte wohl, daß der Alligator sich von Fischen nährt — sie sind sein natürliches Futter — und daß die in dem Bassin, eingeschlossen wie sie waren, bald seine Beute werden müßten. Ein so starker Tyrann mußte bald den Behälter verheeren, die hülflosen Geschöpfe zu Duzenden verschlingen — natürlich zum Kummer und Schmerz ihrer sie liebenden Herrin und zur Freude des Gelben Fats.

Ich wußte, daß der Kerl meine kleine Schwester haßte. Die muthige Rolle, welche sie gespielt, als sie wegen seines Vergehens gegen Viola auf seine Bestrafung drang, hatte seinen Groll gegen sie entzündet; seit dieser Zeit aber waren noch einige andere kleine Vorfälle hinzugekommen, welche diesen Groll noch mehr angefacht hatten. Sie hatte die Bewerbung seines Nebenbuhlers bei der Quadronin begünstigt und dem Holzhauer verboten, sich Viola in ihrer Gegenwart zu nähern.

Diese Umstände hatten den Kerl natürlich ihr sehr feindselig gemacht, und obschon er sich äußerlich davon Nichts merken ließ — er dürfte es nicht wagen — so kannte ich nichtsdestoweniger diesen Umstand recht wohl. Er hatte es schon durch das Erdröffeln des jungen Rehes bewiesen und die jetzige That war ein neues Beispiel von der unverföhnlichen Gefinnung dieses Menschen.

Er berechnete, daß der Alligator bald eine große Niederlage unter den Fischen anrichten würde. Natürlich wußte er, daß das Unthier mit der Zeit entdeckt und getödtet werden würde, wahrscheinlich aber nicht eher, als bis viele von den schönsten Fischen vernichtet wären.

Niemand würde je sich Etwas davon träumen lassen, daß ein solches Ungeheuer hierher gebracht worden sei, denn bei mehr als einer Gelegenheit hatten Alligatoren den Weg in den Fischbehälter gefunden, nachdem sie sich aus dem Flusse oder den benachbarten Lagunen verirrt, oder vielmehr durch einen unerklärlichen Instinct geleitet worden, welcher diese Geschöpfe in den Stand setzt, in gerader Richtung auf das Wasser loszumarschiren.

So, dachte ich, waren die Absichten und Muthmaßungen des Gelben Iste.

Später erwies sich, daß ich seinen Plan nur

hath ergründet hatte. Ich war zu jung und zu unschuldig, um die schwarze Bosheit auch nur zu errathen, deren das Menschenherz fähig ist.

Mein erster Impuls war, dem Mulatten nach dem Hause zu folgen — hier bekannt zu machen, was er gethan — ihn zur Bestrafung ziehen zu lassen und dann mit mehreren Leuten zurückzukehren, um den Alligator zu tödten, ehe er großen Schaden unter den Fischen anrichten konnte.

Gerade in diesem Augenblicke aber nahmen die Mehe meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Heerde — ein gehörnter Bock mit mehrern Kühen — war weidend bis dicht heran an dem Hommoß gekommen. Sie waren kaum noch zweihundert Schritte von dem Plage entfernt, auf welchem ich stand.

Der Anblick war zu verlockend. Ich dachte an das Versprechen, welches ich meiner Mutter gegeben — ich mußte es halten — das Wildpret mußte auf alle Gefahr hin erlangt werden.

Aber es war keine Gefahr vorhanden — der Alligator hatte schon sein Frühstück zu sich genommen. Mit einem ganzen Hunde im Magen störte er wahrscheinlich die Fische des Beckens in den nächstfolgenden Stunden nicht, und was den Gelben Jake betraf, so sah ich, daß er sich nach dem Hause begeben hatte. Er war daher jeden Augenblick zu finden

und seine Züchtigung konnte warten bis zu meiner Rückkehr.

Während diese Gedanken mir durch den Kopf gingen, gab ich meinen ersten Plan auf und wendete meine Aufmerksamkeit ausschließlich den Rehen zu. Sie waren noch zu fern für die Tragweite meiner Büchse und ich wartete eine Weile, in der Hoffnung, daß sie näher kommen würden.

Aber ich wartete vergebens. Das Reh scheut sich vor dem Hommoß. Es betrachtet die immer grüne Insel als ein gefährliches Terrain und hält sich gewöhnlich fern davon. Es ist dies auch ganz natürlich, da es von hier aus oft von dem Dröhnen des Indianerbogens oder dem peitschenähnlichen Knalle der Büchse des Jägers begrüßt wird. Von hier aus erreicht das tödtliche Geschöß es sehr oft.

Als ich bemerkte, daß die Rehe nicht näher kamen, sondern im Gegentheile sich weiter entfernten, beschloß ich, sie zu hegen, und von dem Felsen herabgleitend, stieg ich durch das Buschholz bis an den Rand der Ebene hinunter. Als ich den freien Platz erreichte, stürzte ich vorwärts, indem ich zugleich die Hunde losließ und ein lautes Geschrei anstimmte.

Es war eine herrliche Jagd — der alte Bod voran, während die Hunde mit wilder Hast folgten. Ich glaubte niemals ein Reh so rasch rennen gesehen

zu haben. Es schien, als ob kaum etwa zwanzig Minuten verflossen wären, während sie über die mehr als eine Meile breite Savanna hinwegsetzten. Ich hatte eine vollkommene und vollständige Aussicht auf das Ganze. Es war kein Hinderniß da — weder für den Lauf der Thiere noch für das Auge des Beobachters. Das Gras war von den Thieren kurz abgeweidet worden und nicht ein einziger Busch wuchs auf der grünen Ebene, so daß es eine Probe der reinen Geschwindigkeit zwischen Hunden und Rehen war. Diese rannten so schnell, daß ich in Bezug auf das Wildpret Befürchtungen zu hegen begann.

Diese Befürchtungen aber dauerten nicht lange. Gerade an dem andern Ende der Savanna endete die Jagd — wenigstens so weit die Hunde und eins der Rehe betheiliget waren.

Ich sah, daß sie eine Meerkuh niedergerissen hatten und dicht neben ihr standen, während der eine sie bei der Gurgel gepackt hielt.

Ich eilte hinzu. Binnen zehn Minuten war ich an Ort und Stelle und nach kurzem Kampfe war das Wildpret getödtet. Ich war zufrieden mit meinen Hunden, mit der Beute und mit meinen eigenen Thaten. Ich freute mich über die Aussicht, im Stande zu sein, mein Versprechen zu halten, und

mit dem erlegten Wilde auf den Schultern machte ich mich triumphirend auf den Heimweg.

Als ich mich herumdrehte, sah ich den Schatten von Flügeln sich über die sonnenhelle Savanna bewegen.

Ich schaute in die Höhe. Zwei große Vögel schwebten über mir in der Luft. Sie waren nicht sehr hoch; auch bemühten sie sich nicht, höher zu steigen. Im Gegentheile kreisften sie in spiralförmigen Ringen, welche allmählig immer tiefer zu gehen schienen. Auf den ersten Blick fielen mir die Strahlen der Sonne in die Augen und ich wußte nicht, was für Vögel es waren, welche über mir flatterten.

Als ich mich herumdrehte, hatte ich die Sonne im Rücken, und ihre Strahlen, welche voll auf das gelbweißliche Gefieder fielen, setzten mich in den Stand, die Gattung zu erkennen.

Es waren Königsgeier — die schönsten Vögel ihrer Art, ich möchte fast sagen die schönsten Vögel, die es überhaupt giebt. Wenigstens gehören sie zu denen, welche in der Welt der Ornithologie als die ausgezeichnetsten dastehen.

Diese Vögel sind Eingeborene des Blumenlandes, verirren sich aber nicht weiter nach Norden. Ihr Aufenthalt sind die immergrünen Wälder und weiten Savannas von Florida, die Planos des Drinoco

und die Ebenen des Apure. In Florida sind sie selten, obschon nicht in allen Theilen desselben; ihr Erscheinen aber in der Nähe der Pflanzungen erregt ein ähnliches Interesse wie das, welches durch den Flug eines Adlers erweckt wird.

Nicht so ist es mit den andern Geiern — *Cathartes aura* und *atratus* — welche beide so gewöhnlich sind wie Krähen.

Zum Beweise, daß die Königsgeier selten sind, kann ich hier anführen, daß meine Schwester niemals einen gesehen hatte, ausgenommen in großer Entfernung, und doch war diese junge Dame zwölf Jahre alt und eine Eingeborene des Landes. Allerdings war sie noch nicht weit weggekommen, selten über die Grenzen der Pflanzung hinaus.

Ich entsann mich, daß sie einmal den sehnlichen Wunsch zu erkennen gab, einen dieser schönen Vögel in der Nähe zu sehen. Dieser Wunsch fiel mir gerade in diesem Augenblicke ein und erweckte in mir sogleich die Absicht, ihn zu befriedigen.

Die Vögel waren ziemlich nahe — so nahe, daß ich die dunkelgelbe Farbe ihrer Achlen, das Korallenroth auf ihren Köpfen und die orangefarbenen Lappen sehen konnte, welche über ihre Schnäbel herabsielen. Sie waren ziemlich nahe — innerhalb kaum halber Büchschußweite — da sie aber so umherkreiften,

so wäre ein besserer Schütze, als ich war, nöthig gewesen, um einen davon mit einer Kugel herunterzuholen. Es fiel mir auch nicht ein, es auf diese Weise zu versuchen. Es kam mir ein anderer Gedanke ein, und ohne weiter zu zögern, begann ich zur Ausführung zu schreiten.

Ich sah, daß die Geier das erlegte Reh erspäht hatten, welches ich quer über meinen Schultern trug, deshalb schwebten sie so über mir. Mein Plan war ganz einfach. Ich legte das Wild auf den Boden, nahm meine Büchse und schritt fort nach dem Walde zu.

Ungefähr fünfzig Schritte von dem Orte, wo ich das Reh hingelegt, standen einige Bäume und hinter dem nächsten derselben nahm ich meinen Standpunkt. Ich brauchte nicht lange zu warten. Die arglosen Vögel kreiften immer tiefer und tiefer und endlich setzte sich einer auf die Erde. Sein Kamerad hatte nicht Zeit, sich zu ihm zu gesellen, so krachte schon meine Büchse und streckte das schöne Thier leblos auf das Gras nieder.

Der andere, durch den Knall erschreckt, stieg immer höher und höher und flog dann über die Wipfel der Cypressen hinweg.

Nun nahm ich mein erlegtes Wild wieder auf

die Schultern, trug den Vogel in der Hand und machte mich wieder auf den Heimweg.

Mein Herz war erfüllt von Frohlocken. Ich hoffte ein doppeltes Vergnügen — von dem doppelten Vergnügen, welches ich hervorrufen würde. Ich wollte die beiden Wesen erfreuen, welche von allen auf Erden mir die theuersten waren — meine liebende Mutter, meine schöne Schwester.

Bald hatte ich wieder die Savanna überschritten und betrat die Drangerie. Ich machte nicht erst den Umweg nach dem Pfortchen, sondern kletterte über den Zaun an seinem tieferen Ende. Ich fühlte mich so freudig aufgereggt, daß meine Last mir federleicht erschien.

Frohlockend schritt ich weiter, indem ich die tief herabhängenden Zweige mir aus dem Wege bog, was zuweilen so ungestüm geschah, daß die goldenen Kugeln rechts und links auf den Boden hinrollten. Was kam es hier weiter auf einen Scheffel Drangen an?

Ich erreichte den Blumengarten. Meine Mutter stand auf der Veranda. Sie sah mich, als ich näher kam, und stieß einen Freudentuf aus. Ich warf meine Jagdbeute ihr zu Füßen. Ich hatte mein Versprechen gehalten.

„Was ist das? — ein Vogel?“

„Ja — der Königsgeier, ein Geschenk für Virginien. Wo ist sie? Noch nicht aufgestanden? Da, die kleine Langschläferin — ich werde sie bald munter machen. Noch im Bett an einem so schönen Morgen!“

„Du thust ihr Unrecht, Georg. Sie ist schon seit über einer Stunde auf. Sie hat gespielt und eben erst diesen Augenblick aufgehört.“

„Aber wo ist sie denn jetzt? In dem Gesellschaftszimmer?“

„Nein, sie ist in's Bad gegangen.“

„In's Bad!“

„Ja, mit Viola. Was —“

„O Mutter — Mutter —“

„Sage mir, Georg —“

„O Himmel! Der Alligator!“

Neuntes Kapitel.

Das Bad.

„Der Gelbe Jafe! Der Alligator!“

Dies war Alles, was ich hervorstottern konnte.

Meine Mutter verlangte nähere Erklärung, aber ich konnte nicht verweilen, sie zu geben. Außer mir vor Angst riß ich mich los und ließ sie in einem Zustande des Schreckens zurück, welcher fast meinem eigenen gleichkam.

Ich rannte nach dem Hommod — nach dem Bade. Ich folgte nicht der Biegung des Weges, sondern lief gerade aus und sprang über alle Hindernisse, die mir in den Weg kamen, hinweg. Ich sprang über die Umpfählung und stürzte durch die Drangerie, so daß die Aeste krachten und die Früchte herabfielen. Meine Ohren lauschten auf jeden Laut.

Hinter mir giebt es Leute genug. Ich höre die Stimme meiner Mutter im Tone wilder Angst. Schon hat ihr Geschrei das Haus alarmirt und wird von den Dienstleuten, sowohl weiblichen wie männlichen, wiederholt und beantwortet. Die durch den plötzlichen Wirrwarr erschreckten Hunde bellen in der Einhegung, und Hühner und in Käfigen sitzende Vögel gackern und kreischen durcheinander.

All' dieses Getöse kommt von hinten. Darauf aber sind meine Ohren nicht gerichtet. Ich bemühe mich zu hören, was vor mir geschieht.

In dieser Richtung höre ich jetzt Töne. Das Plätschern des Wassers schlägt an mein Ohr und mit ihm mischen sich die Töne einer hellen Silberstimme — es ist die Stimme meiner Schwester. „Ha! ha! ha! Das ist fröhliches Gelächter! Dank sei dem Himmel, sie ist noch unverfehrt!“

Von Wonnegedanken durchschauert, mache ich Halt. Ich rufe laut:

„Virginia! Virginia!“

Ungeduldig erwarte ich die Antwort. Es dringt keine zu mir. Hat das Geräusch des Wassers meine Stimme übertäubt?

Ich rufe wieder und lauter:

„Virginia! Schwester! Virginia!“

Dieses Mal werde ich gehört und höre:

„Wer ruft denn? Bist Du es, Georg?“

„Ja, ich bin es, Virginia.“

„Und was willst Du, Bruder?“

„O Schwester, verlasse schnell das Bad.“

„Warum denn? Sind unsere Freunde schon da? Dann haben sie sich früh aufgemacht — aber sie mögen ein wenig warten, lieber Georg. Geh' hinein und unterhalte sie einstweilen. Ich will erst noch ein wenig diesen wunderschönen Morgen genießen — das Wasser hat gerade die rechte Temperatur. Meinst Du nicht auch, Viola? Ich werde einmal um das ganze Bassin herumschwimmen; also vorwärts!“

Und gleich darauf ließ sich abermaliges Plätschern hören, gemischt mit dem lauten fröhlichen Gelächter meiner Schwester und ihrer Sklavin.

Ich schrie, so laut ich konnte:

„Höre mich, Virginia! liebe Schwester! Um's Himmels willen, komm' heraus! komm'!“

Das lustige Gelächter verstummte plötzlich, dann erscholl ein kurzer, gellender Schrei, auf welchen fast unmittelbar ein anhaltendes wildes Gekreisch folgte. Ich sah ein, daß keins von beidem eine Antwort auf meinen Ruf war. Ich hatte allerdings in einem bittenden Tone gerufen, welcher hinreichend war, Befürchtungen zu erwecken, die Stimmen aber, welche

jetzt an mein Ohr schlugen, drückten Schrecken und Entsetzen aus. Dann hörte ich von der Stimme meiner Schwester die Worte:

„Sieh', Viola! O Barmherzigkeit! — dieses Ungeheuer! Ha! es kommt hierher! O Barmherzigkeit! Zu Hülfe, Georg, zu Hülfe! rette — rette mich!“

Wohl kannte ich die Bedeutung des Rufes; nur zu gut verstand ich die halbzusammenhängenden Worte und das anhaltende Gekreisch, welches darauf folgte.

„Ich komme, Schwester; ich komme!“

Schnell wie der Gedanke flog ich weiter und brach durch die Zweige hindurch, welche noch meinen Blick hinderten.

„Ha, vielleicht komm' ich schon zu spät. Sie kreischt wie vor Todesangst. Hat der Rachen des Alligators sie vielleicht schon gepackt?“

Ein Duzend Sprünge brachten mich aus dem Saine hinaus, und an der Einfassung des Schildkrötentümpels hineilend, stand ich bald an dem Rande des Beckens.

Ein fürchterlicher Anblick bot sich hier meinen Augen dar. Meine Schwester befand sich so ziemlich in der Mitte des Beckens und schwamm nach dem Rande zu. Hier stand die Quabronn bis an die Kniee im Wasser — kreischend und wie wahnsinnig

die Arnie hin und her werfend. Jenseits zeigte sich die riesige Eidechse. Ihr ganzer Körper, Arnie, Hände und Klauen waren in dem durchsichtigen Wasser deutlich sichtbar, über dessen Fläche sich der Schuppenpanzer ihres Rückens und ihrer Schultern erhob. Schnauze und Schwanz ragten noch höher und mit dem letztern peitschte das Ungeheuer das Wasser zu weißem Schaum, welcher schon hier und da die Oberfläche des kleinen Teiches bedeckte. Es war kaum zehn Fuß von der Beute entfernt, nach der es trachtete. Sein Kachen berührte fast das grüne Flanellembd, welches wie eine Schleppe hinter der Badenden herschwamm. Jeden Augenblick konnte es heranschleusen und sie packen.

Meine Schwester schwamm aus Leibeskräften. Sie war eine sehr geübte Schwimmerin, aber was konnte das nützen? Ihr Badekleid hinderte sie, der Alligator hätte sie jeden Augenblick packen können, mit einer einzigen raschen Bewegung würde er sie eingeholt haben, und doch hatte er dies noch nicht gethan.

Ich wunderte mich, warum er es noch nicht gethan hatte. Ich wunderte mich, daß er sich zurückhielt. Ich wundere mich noch bis diese Stunde darüber, denn es ist noch nicht erklärt. Ich kann es bloß durch eine Voraussetzung erklären. Wahrschein-

lich wußte er, daß das Opfer vollkommen in seiner Gewalt war, und eben so wie die Katze mit der Maus spielt, so schwelgte er in der Fülle seiner tyrannischen Stärke.

Diese Beobachtungen wurden in einer einzigen Secunde Zeit gemacht — während ich meine Büchse spannte.

Ich zielte und gab Feuer. Es waren nur zwei Stellen, wo der Schuß tödtlich sein konnte — das Auge oder die Weiche hinter dem Vorderarm. Ich zielte auf das Auge. Ich traf die Schulter, aber von dieser harten schuppigen Haut prallte meine Kugel ab, wie von einem Granitfelsen. Sie machte unter den länglich-viereckigen Auswüchsen einen weißlichen Fleck und dies war Alles.

Dem Spiele des Ungeheuers ward aber dadurch ein Ende gemacht. Der Schuß schien ihm Schmerzen zu verursachen. Auf alle Fälle regte er es zu ernster Thätigkeit auf und trieb es vielleicht zu dem entscheidenden Sprunge. Einen Augenblick später that es diesen.

Das Wasser mit seinem breiten Schweife peitschend, wie um einen Anlauf zu nehmen, schoß es vorwärts. Sein ungeheurerer Rachen öffnete sich senkrecht aufwärts, so daß man weit in den rothen Schlund hinabsehen konnte, und den nächsten Augenblick

hatte es das schwimmende Kleid und — o die Füße meiner Schwester gepackt.

Ich sprang in das Wasser und schwamm auf sie zu. Die Büchse, welche ich noch in der Hand hielt, hinderte mich. Ich ließ sie zu Boden sinken und schwamm weiter.

Ich faßte Virginien in meine Arme. Es war die höchste Zeit, denn der Alligator war eben bemüht, sie unter das Wasser zu zerren.

Mit all' meiner Kraft hielt ich sie zurück und es bedurfte auch der ganzen Kraft, um uns über der Oberfläche zu halten. Ich hatte keine Waffe, und wenn ich auch bewaffnet gewesen wäre, so hätte ich doch keine Hand zum Schlagen übrig gehabt. Ich schrie, so laut ich konnte, in der Hoffnung, den Angreifer einzuschüchtern und ihn zu bewegen, seine Beute fahren zu lassen. Es war aber vergebens — er hielt fest.

• O Himmel! Wir werden Beide unter das Wasser gezogen — ertränkt — zerrissen werden.

Ein Plätschern, als wenn Jemand von einem hohen Standpunkte in den Teich spränge! Ein kühner, rascher Schwimmer vom Ufer — ein dunkles Gesicht mit langem schwarzem Haar, welches auf dem Wasser hinterher schwimmt — eine von blanken Spangen blitzende Brust — ein in mit Perlen

gestickte Gewänder gekleideter Körper — ist es ein Mann? Nein, es ist ein Knabe!

Wer ist dieser seltsame Büngling, der zu unserer Rettung herbeistürzt? Schon ist er an unserer Seite, an der Seite unseres furchtbaren Gegners. Er spricht kein Wort. Eine Hand stemmt er auf die Schulter der riesigen Eidechse und schwingt sich mit einem plötzlichen Sprunge auf ihren Rücken. Ein Reiter hätte nicht gewandter in den Sattel springen können.

Ein Messer blitzt in seiner erhobenen Hand. Es fährt herab und die Klinge bohrt sich tief in das Auge des Alligators.

Das Gebrüll des Sauriers verräth seinen Schmerz. Die Erde erzittert davon, der Schaum fliegt von seinem Schweife gepeitscht in die Höhe und eine Wolke von Wasserdunst umhüllt uns.

Das Ungeheuer aber hat seine Beute losgelassen, und ich schwimme mit meiner Schwester nach dem Ufer.

Ein Blick aufwärts offenbart mir ein seltsames Schauspiel — ich sehe den Alligator mit dem kühnen Reiter noch auf seinem Rücken untertauchen! Er ist verloren — er ist verloren.

Mit peinlichen Gedanken schwimme ich weiter.

Ich klettere hinaus und lege meine ohnmächtige Schwester auf das Ufer; wieder schaue ich zurück.

O Freude! Freude! Der unbekannte Jüngling ist wieder auf der Oberfläche des Wassers und schwimmt ungehindert nach dem Ufer. An der andern Seite des Teiches ist die scheußliche Gestalt ebenfalls über dem Wasser und schlägt in verzweiflungsvollem Todeskampfe um sich herum.

Freude! Freude! Meine Schwester ist unverletzt. Das schwimmende Gewand hat sie gerettet. kaum ein Riß ist an ihren zarten Füßen zu sehen und jetzt in zärtlichen Armen, unter süßen Blicken und Worten liebender Theilnahme wird sie von dem Schauplatze der Gefahr hinweggetragen.

Behntes Kapitel.

Der Mischling.

Es dauerte nicht lange, so ward der Alligator durch Keulenschläge vollends gedödtet und an das Ufer gezogen — ein wahres Fest für die Schwarzen der Pflanzung.

Niemand argwohnte, wie das Ungeheuer in das Bassin gekommen war, denn ich hatte noch keinem Menschen ein Wort davon gesagt. Man glaubte, es habe sich aus dem Flusse oder den Lagunen hierher verlaufen, wie schon früher mit anderen der Fall gewesen, und der Gelbe Jafe, der sich bei der Tödtung des Thieres am eifrigsten gezeigt, sprach diese Vermuthung zu wiederholten Malen aus. Der Schurke ahnte nicht, daß Jemand um sein Geheimniß wußte.

Ich glaubte auch, daß außer ihm ich der Ein-

zige sei, der es kannte, aber hierin hatte ich mich geirrt.

Die Sklaven waren nach dem Hause zurückgegangen, indem sie den scheußlichen Leichnam mit Stricken hinter sich herzogen und ein lautes Triumphgeheul ausstießen. Ich war mit unserm tapfern Retter allein. Ich blieb mit Fleiß zurück, um ihm zu danken.

Mutter, Vater, Alle hatten ihrer Dankbarkeit Ausdruck verliehen, Alle hatten ihre Bewunderung seiner tapfern, muthigen That zu erkennen gegeben — selbst meine Schwester, die, ehe sie hinweggetragen ward, wieder zum Bewußtsein erwacht war, hatte ihm mit freundlichen Worten gedankt.

Er gab weiter keine Antwort, als daß er die ihm gemachten Komplimente anerkannte, was er entweder durch ein Lächeln oder durch eine einfache Vereinerung des Kopfes that. Mit den Jahren eines Jünglings schien er den Ernst eines Mannes zu besitzen.

Er schien ungefähr von meinem Alter und meiner Größe zu sein. Seine Gestalt war vollkommen ebenmäßig und sein Gesicht schön. Die Farbe war nicht die eines reinen Indianers, obschon sein Costüm das eines solchen war. Seine Haut war mehr braun

als bronzefarben — er war augenscheinlich ein „Halbblut“ oder ein Mischling.

Seine Nase war ein wenig gekrümmt, was ihm jenen schönen Adlerblick verlieh, der einigen der nordamerikanischen Stämme eigenthümlich ist, und sein Auge schien, obschon gewöhnlich sanft, sich doch leicht zu entflammen. In der Aufregung, wie ich so eben erst gesehen, funkelte und sprühete es wie Feuer.

Die Beimischung von kaukasischem Blute hatte die sonst so stark markirten indianischen Züge zu vollkommener Regelmäßigkeit herabgestimmt, ohne ihnen die heroische Erhabenheit ihres Ausdrucks zu rauben, und das schwarze Haar war feiner als das des reinen Eingeborenen, obschon eben so glänzend und üppig.

Kurz, die gesammte Erscheinung dieses unbekanntem Jünglings war die eines stattlichen und schönen Knaben, den noch zwei oder drei Sommer zu einem herrlichen Manne entwickeln mußten.

Selbst als Knabe besaß er schon eine bestimmt ausgeprägte Individualität, welche, wenn man sie einmal gesehen, nicht wieder zu vergessen war.

Ich habe gesagt, daß sein Costüm ein indianisches war. So war es auch — rein indianisch — nicht ganz aus der Beute der Jagd zusammengesetzt, denn die Rehhaut hatte schon längst aufgehört, die Tracht der Ureinwohner von Florida zu sein. Nur seine

Moccasins waren von zugerichtetem Wildleder; seine Beinkleider waren von scharlachrothem Tuche und sein Ueberwurf von gemustertem Stattun — sämtliche drei Gegenstände schön gestickt und mit Perlen besetzt. Außerdem trug er einen Wampunggürtel und ein Netz umschloß seinen Kopf, auf welchem drei Federn aus dem Schwanze des Königsgeiers emporragten, welcher unter den Indianern für einen Adler gilt. Um seinen Hals hingen Schnuren von farbigen Perlen und auf seiner Brust drei silberne Halbmonde, einer über dem andern.

So war der Jüngling gekleidet und trotz seiner durchnäßten Gewänder bot er einen zugleich edlen und malerischen Anblick dar.

„Habt Ihr Euch überzeugt, daß Ihr keinen Schaden genommen habt?“ fragte ich ihn zum zweiten Male.

„Vollkommen — nicht den mindesten.“

„Aber Ihr seid durch und durch naß. Laßt mich Euch andere Kleider anbieten. Die meinen, glaube ich, werden Euch ungefähr passen.“

„Ich danke Euch; ich würde nicht wissen, wie man sie trägt. Die Sonne scheint warm — die meinen werden bald wieder trocken sein.“

„Aber Ihr werdet mit in das Haus kommen und Etwas, essen nicht wahr?“

„Ich habe nur erst vor kurzer Zeit gegessen. Ich danke Euch, ich bin nicht hungrig.“

„Wollt Ihr ein Glas Wein trinken?“

„Ich danke Euch nochmals — Wasser ist mein einziges Getränk.“

Ich wußte kaum, was ich zu meinem neuen Bekannten weiter sagen sollte. Er lehnte alle meine gastfreundlichen Anerbietungen ab und dennoch blieb er bei mir. Er wollte mich nicht in das Haus begleiten und dennoch machte er auch keine Miene, Abschied zu nehmen.

Erwartete er etwas Anderes? Eine Belohnung für seine Dienste? Irgend etwas Materielleres als Lobsprüche?

Der Gedanke war kein unnatürlicher. So schön der Jüngling auch war, so war er doch nur ein Indianer. Schmeicheleien hatte er nun genug gehört. Indianer machen sich nicht viel aus eitlen Worten. Es war leicht möglich, daß er auf etwas mehr wartete. Es war für einen Menschen von seiner Stellung ganz natürlich, Dies zu thun, und für einen in der meinen eben so natürlich, es zu denken.

In einem Augenblicke war meine Börse aus der Tasche. Im nächsten war sie aus meiner Hand und im dritten lag sie auf dem Boden des Wasserbassins!

„Ich habe Euch kein Geld abverlangt,“ sagte er, indem er die Dollars entrüstet in's Wasser warf.

Ich fühlte mich verletzt und beschämt; das letztere Gefühl behielt die Oberhand. Ich stürzte mich in den Teich und tauchte unter. Es geschah nicht wegen meiner Börse, sondern wegen meiner Büchse, die ich auf dem Felsen des Grundes liegen sah. Ich raffte das Gewehr auf, trug es an das Ufer und überreichte es ihm. Das eigenthümliche Lächeln, mit dem er es annahm, verrieth mir, daß ich meinen Irrthum wieder gut gemacht und seinen eigensinnigen Stolz gedämpft hatte.

„Nun ist die Reihe des Wiedergutmachens an mir,“ sagte er. „Erlaubt mir, Euch Eure Börse wieder zu holen und Euch wegen meiner Unhöflichkeit um Verzeihung zu bitten.“

Ehe ich es hindern konnte, sprang er in das Wasser und tauchte unter. Es dauerte nicht lange, so hatte er die Börse aufgerafft, kehrte damit nach dem Ufer zurück und legte sie in meine Hände.

„Dies ist ein herrliches Geschenk,“ sagte er indem er die Büchse von allen Seiten betastete und betrachtete; „ein herrliches Geschenk und ich muß nach Hause zurückkehren, ehe ich Euch Etwas dafür bieten kann. Wir Indianer haben nicht viel, was der

weiße Mann schätzt — bloß unser Land, hat man mir gesagt —“

Er sprach diese Worte mit besonderem Nachdruck.

„Unsere plumpen Erzeugnisse,“ fuhr er fort, „sind werthlose Dinge, wenn man sie mit denen Eures Volkes vergleicht — sie sind für Euch höchstens Karitäten. Doch halt, Ihr seid ein Jäger, nicht wahr? Wollt Ihr ein Paar Moccasins und eine Kugeltasche annehmen? Maümee macht sie sehr gut —“

„Maümee?“

„Meine Schwester. Ihr werdet finden, daß der Moccasin auf der Jagd viel besser ist, als diese schweren Schuhe, die Ihr tragt. Der Tritt ist viel leiser.“

„Vor allen Dingen möchte ich ein Paar Eurer Moccasins haben.“

„Ich freue mich, daß Ihr sie haben wollt. Maümee soll sie Euch machen und auch die Tasche.“

„Maümee!“ wiederholte ich bei mir selbst. „Seltsamer, süßer Name! Kann sie es sein?“

Ich dachte an ein herrliches Wesen, welches meinen Weg gekreuzt — einen Traum — eine himmlische Erscheinung — denn sie schien zu lieblich, um von der Erde zu stammen.

Während ich im Walde unter duftenden Hainen wandelte, war diese Vision mir erschienen — in der Gestalt eines Indianermädchens. Auf einer blumen-

reichen Waldwiese sah ich sie — auf einem jener Orte in dem Walde des Südens, welche die Natur so verschwenderisch schmückt. Sie schien einen Theil des Gemäldes zu bilden.

Einen einzigen Blick nur hatte ich auf sie werfen können, dann war sie verschwunden. Ich verfolgte sie aber vergebens. Wie ein Geist glitt sie durch die labyrinthischen Gänge des Hains und ich sah sie nicht mehr.

Ob schon aber meinen Augen entschwunden, entschwand sie doch nie meiner Erinnerung und fortwährend seit jener Zeit hatte ich von jener lieblichen Erscheinung geträumt. War sie Malimee?

„Wie heißt Ihr?“ fragte ich, als ich sah, daß der Jüngling im Begriff stand sich zu entfernen.

„Die Weißen nennen mich Powell — das ist der Name meines Vaters — er war ein Weißer — er ist todt. Meine Mutter lebt noch. Ich brauche nicht zu sagen, daß sie eine Indianerin ist.“

„Ich muß nun fort, Sir,“ fuhr er nach einer Pause fort; „ehe ich Euch verlasse, erlaubt mir, eine Frage an Euch zu thun. Sie erscheint vielleicht unbescheiden, aber ich habe guten Grund, sie zu thun. Habt Ihr unter Euern Sklaven einen, der sehr schlecht, der Euere Familie feindlich gesinnt ist?“

„Allerdings ist ein solcher da; ich habe Grund, es zu glauben.“

„Wünscht Ihr ihm auf die Spur zu kommen.“

„Allerdings.“

„Dann folgt mir.“

„Es ist nicht nothwendig. Ich errathe, wohin Ihr mich führen würdet. Ich weiß Alles — er lockte den Alligator hierher, um meine Schwester zu vernichten.“

„Ha!“ rief der junge Indianer etwas überrascht. „woher wißt Ihr dies, Sir?“

„Von jenem Felsen aus war ich Augenzeuge des ganzen Vorganges. Aber woher wißt Ihr Etwas davon?“ fragte ich dagegen.

„Dadurch, daß ich der Spur gefolgt bin — der Spur des Mannes — des Hundes — des Alligators. Ich jagte eben am Sumpfe. Ich sah die Spuren. Ich argwohnte Etwas und ging über die Felder. Ich hatte eben das Dickicht erreicht, als ich lautes Geschrei hörte. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit. Ha!“

„Ja, Ihr kamt zur rechten Zeit, sonst hätte der Schurke seine Absicht erreicht. Sei't unbesorgt, Freund; er soll bestraft werden.“

„Gut — er muß bestraft werden. Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden.“

Es wurden nun noch einige Worte zwischen uns gewechselt, dann drückten wir einander die Hand und schieden.

Filftes Kapitel.

Die Verfolgung.

Ueber die Schuld des Mulatten hegte ich keinen Zweifel mehr. Die bloße Vernichtung der Fische konnte nicht seine Absicht gewesen sein. Er würde sich nimmermehr so viel Mühe gegeben haben, einen so geringfügigen Zweck zu erreichen. Nein, seine Absicht war eine weit entseßlichere. Sie umfaßte einen tiefern Plan der Grausamkeit und Rache. Sein Ziel war das Leben meiner Schwester. Oder das Viola's! — Vielleicht beider.

So furchtbar auch ein solcher Glaube war, so war doch keine Möglichkeit mehr, daran zu zweifeln. Jeder Umstand bestätigte ihn. Selbst der junge Indianer hatte die Meinung gefaßt, daß dies die Absicht des Verräthers gewesen sei. Zu dieser Jahres-

zeit war meine Schwester gewohnt, sich fast jeden Tag zu baden, und diese ihre Gewohnheit war allen Bewohnern der Pflanzung bekannt.

Ich hatte nicht daran gedacht, als ich ging, die Rehe zu verfolgen, sonst würde ich wahrscheinlich ganz anders gehandelt haben. Aber wer hätte auch eine so schwarze Bosheit ahnen können?

Die List und Schlaueit, mit der die That ausgeführt worden, kam ihrer Bosheit vollkommen gleich. Nur in Folge des ungefährsten Zufalles waren Zeugen da. Wären aber keine dagewesen, so hätte wahrscheinlich der Ausgang der Absicht entsprochen und das Leben meiner Schwester wäre geopfert worden.

Wer hätte dann den Urheber des Verbrechens nennen können? Nur das Thier allein wäre als schuldig betrachtet worden. Nicht einmal ein Verdacht würde auf dem Mulatten geruht haben. Und wie wäre dies auch möglich gewesen? Der gelbe Schurke hatte in seiner Berechnung eine teuflische Schlaueit bewiesen.

Ich brannte vor Entrüstung. Meine arme unschuldige Schwester! Sie ahnte nicht die schändlichen Mittel, welche benutzt worden, um sie in diese Gefahr zu bringen. Sie wußte wohl, daß der Mulatte sie nicht liebte, ließ sich aber nicht träumen,

daß sie der Gegenstand eines so teuflischen Grolles war, wie dieser.

Schon der Gedanke daran setzte mich in Flammen. Ich konnte mich nicht länger halten. Der Verbrecher mußte zur Strafe gezogen werden und zwar sogleich. Eine harte Züchtigung mußte über ihn verhängt werden, Etwas, was es ihm unmöglich machte, so gefährliche Attentate zu wiederholen.

Was mit ihm geschehen sollte, wußte ich nicht — dies zu bestimmen, mußte ich meinem Vater überlassen. Die Peitsche hatte sich als nutzlos erwiesen. Vielleicht kurirte ihn die Kettenstrafe — auf alle Fälle mußte er von der Pflanzung verbannt werden.

Zum Tode verurtheilte ich ihn in meinen Gedanken nicht, obschon er es ganz gewiß verdiente. So entrüstet ich auch war, so zog ich doch diese höchste Strafe des Verbrechens nicht in Erwägung, denn ich war an die milde Herrschaft meines Vaters gewöhnt. Die Peitsche — das Bezirksgefängniß — die Kettenstrafe in St. Marks oder San Augustine — Etwas der Art mußte wahrscheinlich sein Lohn sein.

Ich wußte, daß es nicht der milden Gesinnung meines Vaters anheim gegeben sein würde, allein zu entscheiden. Bei einer Sache dieser Art war die ganze Gesamtheit der Pflanzler interessirt. Es stand zu erwarten, daß sich sehr rasch eine impro-

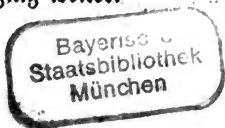
visirte Jury versammeln würde, und ohne Zweifel hatte es dann der Verbrecher mit strengeren Richtern zu thun, als sein eigener Herr war.

Ich verweilte nicht länger bei diesen Betrachtungen. Ich war entschlossen, daß sofort über den Schuldigen Gericht gehalten werden sollte. Ich eilte nach dem Hause, in der Absicht, das Verbrechen zu verkünden. In meiner Eile folgte ich wie zuvor nicht dem gewöhnlichen Wege, der einen ziemlich großen Bogen beschrieb, sondern eilte direct durch die Baumgruppe.

Ich war nur wenige Schritte weit gekommen, als ich ein Rascheln in meiner Nähe hörte. Ich konnte Niemanden sehen, war aber überzeugt, daß das Geräusch von Jemandem veranlaßt ward, der unter den Bäumen herumschlich. Vielleicht war es einer der Feldarbeiter, welcher die augenblicklich im Hause herrschende Verwirrung benutzte, um sich einige Drangen zu holen.

Im Vergleich mit dem Verbrechen, welches jetzt meine Gedanken beschäftigte, war eine so geringfügige Uebertretung eine Sache von keiner Bedeutung, und ich hielt es nicht der Mühe werth, stehen zu bleiben und hindernd einzuschreiten. Ich gab bloß einen lauten Ruf von mir, aber es antwortete Niemand und ich ging weiter.

Decola. I.



7

Als ich auf der Hinterseite des Hauses anlangte, traf ich meinen Vater in der Einhegung bei dem großen Schuppen — und den Aufseher auch. Der alte Hickman, der Alligatorjäger, war ebenfalls da, so wie noch einige Weiße, welche zufällig in Geschäften gekommen waren.

In Gegenwart Aller machte ich die Enthüllung und beschrieb so genau, als die Zeit gestattete, den seltsamen Vorgang, dessen Augenzeuge ich am Morgen gewesen.

Alle waren wie vom Donner gerührt. Hickman erklärte sofort die Wahrscheinlichkeit eines solchen Manövers, obschon Niemand an meinen Worten zweifelte.

Der einzige Zweifel betraf die Absicht des Mulatten. Konnten es Menschenleben gewesen sein, welche er zu opfern beabsichtigte? Es schien eine zu große Berruchtheit zu sein, als daß man es hätte glauben können. Es war zu entsetzlich, um auch nur gedacht zu werden.

In diesem Augenblicke aber wurden alle Zweifel beseitigt. Noch ein anderweites Zeugniß gefellte sich zu dem meinen und lieferte das noch fehlende Verbindungsglied. Der Schwarze Jake hatte eine Geschichte zu erzählen und er erzählte sie.

An diesem Morgen — nur erst vor einer halben

Stunde — hatte er den Gelben Jafe eine Lebens-
eiche erklettern sehen, welche in der einen Ecke der
Einhegung stand. Der Wipfel dieses Baumes be-
herrschte die Aussicht auf das Wasserbassin. Es war
gerade die Zeit, wo die „weiße Miffa“ und Biola
in's Bad gingen. Er war fest überzeugt, daß sie
um diese Zeit in das Wasser gestiegen sein mußten
und daß der Gelbe Jafe sie gesehen hatte.

Entrüstet über dieses unanständige Verhalten,
hatte der Schwarze dem Mulatten zugerufen, daß er
von dem Baume herunter kommen solle, und ge-
droht, sich über ihn zu beschweren. Letzterer ant-
wortete, er sammle bloß Eicheln — die Eicheln der
Lebens-eiche sind ein süßes Nahrungsmittel und werden
von den Dienstleuten der Plantage sehr gesucht. Der
Schwarze Jafe war jedoch überzeugt, daß dies nicht
die Absicht des Gelben Jafe gewesen sein könne,
denn als Ersterer noch fortfuhr zu drohen, kam Letz-
terer endlich herunter und der Schwarze Jafe sah
keine Eicheln — nicht eine einzige.

„Er suchte keine Eicheln, Massa Mandoff. Der
gelbe Bagabund war auf nichts Gutem aus — das
weiß ich ganz bestimmt.“

So schloß die Aussage des Rutschers.

Seine Erzählung führte in den Gemüthern
Aller, die sie hörten, Ueberzeugung herbei. Es war

nicht länger möglich, an der Absicht des Mulatten, so furchtbar sie auch war, zu zweifeln. Er hatte den Baum erklettert, um Zeuge des Gelingens seiner schändlichen That zu sein — er hatte die Badenden in das Wasser steigen sehen, er kannte die Gefahr, welche darin lauerte, und dennoch hatte er Nichts gethan, um zu warnen. Im Gegentheil war er einer von den Letzten, welche nach dem Bassin eilten, als das Getreisch der Mädchen das ganze Hauspersonal zu ihrem Beistande herbeirief. Dies ergab sich aus den Aussagen Anderer. Die Schuld des Mulatten war klar bewiesen.

Das Bekanntwerden des eigentlichen Zusammenhanges rief wilde Aufregung hervor. Weiße und Schwarze, Herren und Slaven waren gleich entrüstet über das entsetzliche Verbrechen und man schrie im ganzen Hofe nach dem „Gelben Iake“.

Einige rannten dahin, Andere dorthin, um ihn zu suchen. Schwarze, Weiße und Gelbe liefen durch einander — Alle begierig, daß ein solches Ungeheuer zur verdienten Strafe gezogen werde.

Aber wo war der Verbrecher? Sein Name ward wiederholt laut gerufen, mit Befehlen, mit Drohungen, aber es erfolgte keine Antwort. Wo war er?

Die Ställe wurden durchsucht, der Schuppen,

die Küche, die Slavenhütten — sogar die Maisniederlage ward durchwühlt — aber Alles vergebens. Wo war er hin?

Nur erst einen Augenblick vorher hatte man ihn gesehen — er hatte den Alligator mit aus dem Wasser ziehen helfen. Die Leute hatten ihn in die Einhegung gebracht und den Schweinen vorgeworfen, um ihn von diesen fressen zu lassen. Der Gelbe Jake war mit dabei und so thätig als irgend einer bei der Arbeit gewesen. Nur vor wenigen Augenblicken war er fortgegangen. Aber wohin? Das mußte Niemand!

Jetzt fiel mir das Rascheln unter den Orangebäumen ein. War er es vielleicht gewesen? Wenn dem so war, so hatte er vielleicht die Unterredung zwischen dem jungen Indianer und mir — oder wenigstens den letzten Theil davon gehört. Wenn dieß der Fall war, so war er sicherlich schon weit fort.

Ich führte die Nachforschung in der Drangerie. Alle Winkel wurden durchsucht, er war nicht da. Nun drangen wir in die Dickichte des Hommock, die ebenfalls von einem Ende bis zum andern durchsucht wurden, aber immer noch war keine Spur von dem Mulatten zu finden.

Ich kam auf den Einfall, den Felsen, meinen frühern Beobachtungsposten, zu erklettern. Ich stieg

sofort bis auf den Gipfel hinauf und ward für meine Mühe belohnt. Auf den ersten Blick über die Felder sah ich den Flüchtling. Er befand sich zwischen den Reihen der Indigopflanzen und kroch auf Händen und Knien, augenscheinlich um das Maisfeld zu erreichen. Ich blieb nicht stehen, um lange zu beobachten, sondern sprang wieder auf den ebenen Boden herunter und eilte dem Flüchtlinge nach.

Mein Vater, Hickman und mehrere Andere folgten mir.

Diese Verfolgung fand nicht schweigend statt. Es ward keine Kriegslist in Anwendung gebracht, und an unserm Geschrei hörte der Mulatte bald, daß er gesehen und verfolgt ward. Verbergen war nicht länger möglich, und sich auf seine Füße emporrichtend, rannte er, so schnell er konnte, weiter. Bald erreichte er das Maisfeld, während die laut-schreienden Verfolger ihm schon dicht auf den Fersen waren.

Obchon nur noch ein Knabe, war ich doch der schnellste Läufer von der ganzen Schaar. Ich wußte, daß ich schneller laufen konnte als der Gelbe Tafe, und sobald ich ihn nur in den Augen behielt, mußte ich ihn bald einholen. Seine Hoffnung war, in den Sumpf unter den Schutz der Paluetttodidichte hineinzu kommen. War er einmal dort, so konnte er

leicht durch Verstecke entrinnen. — wenigstens vor der Hand.

Um dies zu verhindern, rannte ich, so schnell ich konnte, und mit Erfolg, denn gerade am Rande des Waldes holte ich den Fliehenden ein und packte ihn an dem Hintertheile seiner Jacke.

Es war dies eigentlich ein thörichter Versuch von meiner Seite. Ich hatte an Nichts weiter gedacht, als den Fliehenden einzuholen. Ich hatte nicht an Widerstand gedacht, obschon ich diesen von einem Verzweifelten erwarten mußte. Daran gewöhnt, daß man mir gehorchte, war ich in der Täuschung befangen, daß der Kerl, sobald ich ihn einholte, sich mir ergeben würde; aber ich irrte mich.

Er riß sich sofort und zwar mit ziemlich leichter Mühe von mir los. Mein Athem war eben so erschöpft, wie meine Kraft — ich hätte jetzt keine Klaxe festzuhalten vermocht.

Ich erwartete, daß er wieder weiter laufen würde, wie zuvor; anstatt aber dies zu thun, blieb er plötzlich stehen, wendete sich grimmig gegen mich, zog sein Messer und stieß es mir durch den Arm:

Mein Herz war es, wornach er gezielt; dadurch aber, daß ich den Arm plötzlich emporwarf, hatte ich den verhängnißvollen Stoß parirt.

Zum zweiten Male hob er sein Messer und ich

würde einen zweiten Stich damit bekommen haben — gerade in diesem Augenblicke aber zeigte sich ein zweites Gesicht in dem Kampfe, und ehe noch die gefährliche Klinge herab fahren konnte, hatten die starken Arme des schwarzen Jake meinen Gegner umschlungen.

Der Feind sträubte sich heftig, um sich frei zu machen, aber die muskulösen Arme seines Nebenbuhlers ließen nicht los, bis Dickman und Andere zur Stelle kamen, und dann ward der Verbrecher mit Riemen festgebunden und dadurch gleichzeitig sicher und unschädlich gemacht.

Zwölftes Kapitel.

Ein strenges Urtheil.

Eine solche Reihenfolge von gewaltigen Ereignissen rief natürlich weit über unsere Grenzen hinaus große Aufregung hervor. Es gab eine Gruppe von Pflanzungen, die an dem Flusse neben einander lagen, alle mit der Vorderseite dem Wasser zugetehrt. Diese bildeten die sogenannte „Niederlassung.“ In diesen Pflanzungen verbreitete sich das Gerücht von den eben erzählten Vorfällen mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers, und ehe noch eine Stunde verging, kamen eine Menge Weiße von allen Richtungen her.

Einige waren zu Fuße — arme Jäger, die an den Grenzen der großen Pflanzungen wohnten; Andere — die Pflanzler selbst oder ihre Aufseher — zu Pferde. Alle trugen Waffen — Büchsen und Pistolen.

Ein Fremder würde geglaubt haben, es handle sich um eine Versammlung der Miliz; die ernstesten Mienen Derer aber, welche sich versammelten, gaben der Sache ein anderes Ansehen, und sie glich mehr dem Aufgebote der Grenzbewohner bei der Nachricht von einem feindlichen Einfalle der Indianer.

Binnen einer einzigen Stunde waren mehr als fünfzig weiße Männer an Ort und Stelle, welche fast alle der Niederlassung angehörten.

Es ward schnell eine Jury gebildet und der Selbe Tafe vor Gericht gestellt. Es gab kein bestimmtes Gesetz, nach welchem verfahren ward, ob schon man eine gewisse legale Förmlichkeit beobachtete. Diese Geschworenen waren selbst souverain — sie waren die Herren des Landes und konnten in dergleichen Fällen mit leichter Mühe einen Richter improvisiren. Bald fanden sie einen in dem Pflanzer Ringgold, unserm nächsten Nachbar. Mein Vater lehnte es ab, an den Verhandlungen Theil zu nehmen.

Das Verhör ward rasch beendet. Die Thatfachen waren frisch und klar und ich stand mit meinem durchstochenen Arme in der Binde da. Die andern Umstände, welche zu diesem Resultate geführt hatten, lagen sämmtlich übersichtlich vor. Die Kette der Schuld war vollständig. Der Mulatte hatte nach

dem Leben der Weissen getrachtet. Natürlich lautete der Urtheilspruch auf Tod.

Aber welchen Tod sollte er sterben? Einige stimmten für's Hängen, aber die Meisten erklärten den Strang für eine zu gelinde Strafe. Der — Scheiterhaufen fand den Beifall der Mehrzahl und der Richter selbst stimmte für diese Verschärfung.

Mein Vater bat um Gnade, wenigstens in so weit, daß man dem Delinquenten die Tortur ersparen möchte; aber die strengen Richter wollten nicht auf ihn hören. Sie hatten Alle in der letzten Zeit Sklaven verloren — viele Ausreißer waren bekannt gemacht und signalisirt worden — die Nähe der Indianer ermutigte sie zu dergleichen Desertionen. Man machte meinem Vater Vorwürfe über seine, wie man meinte, allzugroße Milde, die Niederlassung bedürfe eines Beispiels — man wolle an dem Selben Sate eines statuiren, welches Alle abschrecken würde, welche Lust hätten, ihm nachzuahmen. Das Urtheil lautete: daß er lebendig verbrannt werden solle.

So folgerten diese Richter und so fällten sie ihren Spruch.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß die nordamerikanischen Indianer von jeher die Gewohnheit gehabt haben, ihre gefangenen Feinde zu martern.

In den meisten verbürgten Fällen, wo Grausamkeit von ihnen geübt worden, ist eine dazu anreizende That in früherer Zeit vorher gegangen und die Marter war nur eine Vergeltung. Die menschliche Natur hat den Verlockungen der Rache in allen Zeitaltern nachgegeben — und die Wildheit kann mit eben so viel Recht der weißen Haut, als der rothen, zum Vorwurfe gemacht werden. Hätten die Indianer die Geschichte der Grenzkriege geschrieben, so würde die Welt den Glauben an ihre sogenannte Grausamkeit modificirt haben.

Es ist zweifelhaft, ob in ihrer ganzen Geschichte Beispiele von Wildheit gefunden werden können, welche denen gleichkommen, die oft von Weißen an Schwarzen verübt worden, von denen Viele Verstümmelung, Martern und Tod wegen eines Vergehens erlitten haben, welches vielleicht blos in einem Worte, sicherlich aber oft nur in einem Schlage bestand — denn so lautet das geschriebene Gesetz!

Wo die Indianer Grausamkeit geübt haben, ist es fast jedes Mal zur Vergeltung geschehen; civilisirte Tyrannen aber haben die Menschen der Tortur unterworfen, ohne selbst die Entschuldigung der Rache für sich zu haben. Wenn auch Rache vorhanden war, so war sie doch nicht von jener natürlichen Art, welcher das menschliche Herz Raum giebt, wenn es weiß,

daß ihm ein schweres Unrecht zugefügt worden, sondern eher ein gemeiner Groll, so wie er oft von dem feigen Despoten an einem schwachen in seiner Gewalt befindlichen Individuum geübt wird.

Ohne Zweifel, der Gelbe Tafe verdiente den Tod. Sein Verbrechen war ein todeswürdiges, aber ihn zu — martern war der Wille seiner Richter. Mein Vater und einige wenige Andere setzten sich dagegen. Sie wurden überstimmt. Das furchtbare Urtheil ward gesprochen, und Die, welche es gefällt, machten sich auch sogleich an's Werk, es in Ausführung zu bringen.

Es war kein Schauspiel, welches geeignet war, in dem Gehöfte eines Gentleman aufgeführt zu werden, und man wählte einen Platz in einiger Entfernung von dem Hause, weiter unten an dem Rande des See's.

Nach diesem Platze ward der Verbrecher geführt — während die Menge natürlich nachfolgte.

Etwa zweihundert Schritte von dem Ufer ward ein Baum zum Hinrichtungsplatze ausersehen. An diesen Baum sollte der Verurtheilte gebunden und dann ein Holzfeuer rings um ihn herum angezündet werden.

Mein Vater wollte der Execution nicht bei-

wohnen; ich allein von unserer Familie ging mit nach dem Schauplatze.

Der Mulatte sah mich und redete mich mit wüthenden Worten an. Er verhöhrte mich sogar wegen der Wunde, die er mir beigebracht, und rühmte sich der That. Ohne Zweifel glaubte er, ich sei einer seiner größten Feinde.

Allerdings war ich der unschuldige Augenzeuge seines Verbrechens gewesen, und hauptsächlich in Folge meiner Aussage war er verurtheilt worden; aber ich war nicht rachsüchtig. Ich hätte ihm gern das furchtbare Schicksal, welches er erleiden sollte, ersparen mögen — wenigstens die Qualen desselben.

Wir langten auf dem Platze an. Es waren schon vor uns Leute da, welche die Holzscheite zusammentrugen und um den Stamm des Baumes herum aufschichteten; Andere schlugen Feuer an. Einige scherzten und lachten und Manche ergingen sich in Ausdrücken des Hasses gegen alle Farbigen.

Der junge Ringzold war ganz besonders thätig — er war ein wilder Büngling — fast erwachsen, von ziemlich wilder, schroffer Gemüthsart, die überhaupt der ganzen Familie eigen war.

Ich wußte, daß dieser junge Mann Zuneigung zu meiner Schwester hatte. Oft hatte ich dies bemerkt, und er konnte kaum seine Eifersucht gegen

Anderer verbergen, welche in ihre Nähe kamen. Sein Vater war der reichste Pflanzer in der Niederlassung und der auf diese Ueberlegenheit stolze Sohn glaubte, er müsse überall willkommen sein.

Ich glaubte nicht, daß Virginia ihn mit ganz besonders günstigen Augen ansähe, obschon ich dies nicht mit Gewißheit sagen konnte. Es war dies ein zu zarter Punkt, als daß ich sie darüber hätte fragen können, denn die kleine Dame betrachtete sich schon als erwachsene Jungfrau.

Kingzold war weder hübsch noch liebenswürdig. Er war ziemlich intelligent, aber übermüthig gegen Alle, welche unter ihm standen — ein nicht ungewöhnlicher Fehler bei Söhnen reicher Leute. Er stand schon im Rufe, rachsüchtig zu sein.

Abgesehen hiervon, führte er auch ein ausschweifendes Leben und ward nur zu oft mit gemeiner Gesellschaft in der Hahnengrube des Waldes angetroffen.

Ich für meine Person war ihm nicht gut. Ich suchte seine Gesellschaft niemals. Er war allerdings älter als ich, aber dies war nicht der Grund. Seine Gemüthsart gefiel mir nicht. Nicht so war es mit meinen Aeltern. Diese ermuthigten ihn Beide, unser Haus zu besuchen. Beide wünschten ihn wahrscheinlich zu ihrem künftigen Schwiegersohne. Sie sahen

keine Fehler an ihm. Der Glanz des Goldes äußert einen blendenden Einfluß auf das menschliche Auge.

Dieser junge Mann war also einer der Eifrigsten für die Bestrafung des Mulatten und thätig bei den Anstalten dazu. Seine Thätigkeit hatte ihren Grund zum Theil in einem natürlichen Hange, grausam zu sein. Sowohl er als sein Vater waren als strenge Zuchtmeister bekannt, und an Massa Kingzold verkauft zu werden, war ein von jedem Sklaven in der Niederlassung gefürchtetes Schicksal.

Der junge Kingzold hatte aber auch noch einen andern Grund, sich auf diese Weise hervorzu thun. Er glaubte, er spiele durch diesen Beweis von Freundschaft für unsere Familie — für Virginia — den fahrenden Ritter. Er irrte sich. Solche unnöthige Grausamkeit gegen den Verbrecher ward von Keinem von uns gebilligt. Es war nicht wahrscheinlich, daß er dadurch ein Lächeln von meiner guten Schwester erkaufen würde. Der junge Mischling Powell war ebenfalls zugegen. Als er das Geschrei der Verfolgung hörte, war er umgekehrt und stand jetzt unter der Menge als Zuschauer, ohne jedoch Theil an dem Vorgange zu nehmen.

Gerade in diesem Augenblicke ruhte Kingzold's Auge auf dem Indianerknaben, und ich bemerkte, daß

es sofort von einem seltsamen Ausdrücke glühete. Er war bereits von allen Nebenumständen des Falles unterrichtet. Er sah in dem dunkelfarbenen Jünglinge den tapferen Lebensretter Virginians; aber es war nicht Dankbarkeit, mit der er ihn betrachtete. Ein anderes Gefühl arbeitete in seiner Brust, wie sich deutlich an dem verächtlichen Lächeln wahrnehmen ließ, welches seine Lippen umspielte. Noch deutlicher gab es sich durch die rohen Worte kund, welche folgten:

„Heda! Rothhaut!“ rief er, sich zu dem jungen Indianer wendend, „hast Du nicht vielleicht auch mit Schuld und Theil an dieser Sache? — Wie, Rothhaut?“

„Rothhaut!“ rief der Mischling im Tone der Entrüstung, indem er gleichzeitig seinem Beleidiger stolz gegenüber trat, „Rothhaut nennst Du mich? Meine Haut ist von besserer Farbe, als die Deine, Du feiger Lump!“

Kingzold's Gesichtsfarbe war ziemlich fahl. Der gegen ihn geführte Hieb traf. Nicht rascher ist der Blitz des Pulvers, als die Wirkung dieses Schlasses war; aber sein Erstaunen, auf diese Weise von einem Indianer angeredet zu werden, hinderte ihn in Verbindung mit seiner Wuth einige Augen-

blicke lang, zu antworten. Andere kamen ihm zuvor und riefen:

„O, mein Gott — solche Worte von einem Indianer!“

„Sage das noch ein Mal!“ rief Ringzold, sobald er sich ein wenig gefaßt hatte.

„Ja wohl, wenn Du es wünschest — feiger Lump!“ rief der Mischling, die letzten beiden Worte nachdrücklich betonend.

Die Worte waren kaum gesprochen, so knallte Ringzold's Pistol. Die Kugel fehlte aber, und im nächsten Augenblicke hatten die beiden Gegner einander bei der Gurgel gepackt.

Beide stürzten nieder, der Mischling aber hatte den Vortheil. Er war obenauf und würde ohne Zweifel seinem weißen Gegner schnell den Garaus gemacht haben — denn die blanke Klinge blitzte schon in seiner Faust — aber das Messer ward ihm aus der Hand geschlagen und eine Menge herbeieilender Männer rissen die Ringenden auseinander.

Einige schrien laut über den Indianerknaben und verlangten sein Leben; aber es waren auch Andere mit richtigeren Begriffen von Unparteilichkeit da, welche Zeugen der Herausforderung gewesen und trotz des Ansehens der Ringzold's nicht zugeben

wollten, daß der muthige Knabe geopfert würde. Ich hatte beschlossen, ihn, so weit ich es im Stande wäre, in meinen Schutz zu nehmen.

Von welcher Art der Ausgang gewesen sein würde, ist schwierig zu errathen; gerade aber, als die Sache so weit gediehen war, ward eine plötzliche Diversion durch ein lautes Geschrei herbeigeführt. Der Gelbe Sack war entwischt!

Dreizehntes Kapitel.

Die Verfolgung.

Ich sah mich um. Ja, allerdings — der Mulatte suchte das Weite. Der Zusammenstoß zwischen Ringgold und dem Indianer hatte die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und der Verbrecher war für den Augenblick vergessen. Das aus Powell's Hand geschlagene Messer war zu den Füßen des Gelben Tafe niedergefallen. In der Verwirrung unbeachtet, hatte er es aufgerafft, sich die Fesseln seiner Füße durchgeschnitten und die Flucht ergriffen, ehe ihn noch Jemand aufhalten konnte.

Mehrere haschten nach ihm, als er durch die zerstreuten Gruppen hindurchstob; da er aber nackt war, so entglitt er leicht wieder den Händen Derer, die ihn packen wollten, und mit einem Dutzend

Sprünge hatte er die Menge hinter sich und rannte nach dem Ufer des See's.

Es schien ein wahnsinniger Versuch — ganz gewiß ward er niedergeschossen oder eingeholt. Doch wenn dies auch der Fall war, so war es doch nicht Wahnsinn, dem gewissen Tode und noch dazu einem solchen Tode zu entfliehen.

Schüsse knallten — anfangs nur aus Pistolen. Die Büchsen waren bei Seite gelegt worden und lehnten an den Bäumen und dem nahen Zaune.

Ihre Besitzer eilten jetzt, sie aufzuraffen. Eine nach der andern ward angelegt, und nun folgte ein rasches, scharfes Knattern, wie das Pelotonfeuer eines Corps Scharfschützen.

Es waren vielleicht gute Schützen unter der Versammlung — es waren einige der besten darunter — aber ein Mensch, welcher flieht, um dem Tode zu entinnen, und von einer Seite zur andern springt, um den Stümpfen und Büchsen aus dem Wege zu gehen, bietet nur ein sehr unsicheres Ziel dar und der beste Schütze kann fehlen.

So schien es bei dieser Gelegenheit. Nachdem die letzte Büchse geknallt hatte, sah man den Fliehenden immer noch anscheinend unverfehrt seinen Weg fortsetzen.

Einen Augenblick später sprang er in das

Wasser und schwamm keck nach dem jenseitigen Ufer.

Einige begannen ihre Flinten wieder zu laden; Andere, welche glaubten, es sei nicht Zeit genug dazu, warfen sie von sich und eilten, schnell Hüte, Röcke und Stiefel von sich werfend, nach dem See hinab und stürzten sich hinter dem Flüchlinge in's Wasser.

In weniger als drei Minuten von dem Augenblicke an, wo der Mulatte sich aufgemacht, bildete sich ein neues Tableau. Der Platz, welcher der Schauplatz der Hinrichtung sein sollte, war vollständig verlassen. Die eine Hälfte der versammelten Menge stand am Ufer, laut schreiend und gestikulirend; die andere Hälfte — zusammen zwanzig Mann — waren in das Wasser gesprungen und schwammen in vollkommenem Schweigen, während nur ihre Köpfe allein über der Oberfläche sichtbar waren.

Darüber hinaus — volle fünfzig Schritte dem Vordersten voraus — zeigte sich jener einsame Schwimmer, der Gegenstand der Verfolgung. Sein schwarzes, verworrenes Lockenhaar war deutlich über dem Wasser sichtbar, und dann und wann zeigten sich sein gelber Hals und die Schultern, während er sich in dem verzweifeltsten Kampfe um's Leben weiter arbeitete.

Ein seltsames Bild war es und hatte viel Aehnlichkeit mit einer Hezjagd — wenn der Hirsch dicht verfolgt in das Wasser flieht und die Hunde unter lautem Gebell kühn hinterdrein stürzen. — Bei der gegenwärtigen Jagd aber waren die Elemente noch weit aufregendere, denn sowohl das Wild als die Meute waren Menschen.

Nicht lauter Menschen — es waren auch Hunde darunter — Jagd- und Kettenhunde mischten sich unter die Menschen, dicht neben ihren Herren in eifriger Verfolgung. Ein seltsames Bild in der That!

Einzelne Schüsse wurden noch fortwährend vom Ufer abgefeuert. Mehrere Büchsen waren von den Zurückbleibenden wieder geladen worden, und dann und wann sah man das aufspritzende Wasser, wenn die Kugel weit hinter dem Schwimmer einschlug. Er brauchte in dieser Beziehung keine Gefahr mehr zu fürchten. Er war über das Reich der Büchsen hinaus.

Der ganze Vorgang hatte den Anschein eines Traumes. So plötzlich war der Gang der Ereignisse gewesen, daß ich kaum meinen Sinnen trauen und sie für wirklich halten konnte. Nur wenige Augenblicke zuvor lag der Verbrecher gebunden und hilflos da neben dem Scheiterhaufen, auf welchem er verbrannt werden sollte — jetzt schwamm er fern

und frei, und seine Hentker in hoffnungsloser Entfernung hinter ihm. Rasch war die Umwandlung gewesen — sie schien kaum wirklich zu sein. Aber nichtsdestoweniger war sie wirklich — denn das Auge konnte sich davon überzeugen.

Und auch sehr lange Zeit schwebte das Bild vor unsern Augen. Eine Verfolgung im Wasser ist eine ganz andere Sache, als eine Verfolgung auf dem trockenen Lande, und trotzdem, daß Leben und Tod auf dem Spiele standen, kamen doch Verfolger und Verfolgte nur langsam vorwärts.

Beinahe eine halbe Stunde lang waren wir, die wir auf dem Ufer zurückgeblieben waren, Zuschauer dieses eigenthümlichen Kampfes. Die hitzige Aufregung der ersten Augenblicke war vorüber, aber die Sache hatte Interesse genug, um eine starke Aufregung bis zuletzt wach zu halten, und Einige fuhren fort zu schreien und zu gestikuliren, obschon weder ihr Geschrei noch ihre Geberden auf irgend eine Weise Einfluß auf den Ausgang äußern konnten. Kein Wort der Ermuthigung hätte die Schnelligkeit der Verfolgung vermehren können und es bedurfte keines Zurufes, um den Flüchtling anzuspornen.

Wir, die wir unthätig blieben, hatten Zeit zum Nachdenken, und als wir uns die Sache überlegten,

ward es uns klar, weshalb der Ausreißer seine Flucht zu dem Wasser genommen hätte. Hätte er versucht, über die Felder hinweg zu entfliehen, so wäre er von den Hunden niedergerissen oder auch von schnellen Läufern eingeholt worden, denn es waren Viele da, die schneller waren als er. Dagegen gab es wenig bessere Schwimmer, und dies wußte er.

Aus diesem Grunde hatte er also dem Wasser den Vorzug vor dem Walde gegeben und allerdings schien seine Aussicht auf diese Weise auch besser zu sein.

Ganz entinnen aber konnte er nicht. Die Insel, nach welcher er schwamm, war ungefähr eine halbe Meile vom Ufer entfernt, jenseits derselben aber befand sich eine ununterbrochene Wasserfläche von mehr als einer englischen Meile Breite. Die Insel erreichte er wahrscheinlich eher, als irgend einer seiner Verfolger; aber was dann? Hatte er die Absicht, dort zu bleiben, in der Hoffnung, sich unter dem Gebüsch zu verstecken? Die mehrere Acker Flächenraum haltende Insel war mit dicht neben einander stehenden großen Bäumen bedeckt. Einige standen dicht am Ufer. Ihre Zweige waren mit silberner *Tillandsia* drapirt und hingen über das Wasser. Aber was nützte das? Vielleicht war Deckung genug da, um einen Bären oder gehezten

Wolf zu verbergen, aber nicht für einen gehezten Menschen — nicht für einen Sklaven, welcher das Messer gegen seinen Herrn gezückt. Nein, nein, jeder Zoll des Dickichts ward durchsucht und durch Verstecken konnte er nicht erinnen.

Vielleicht war er blos gesonnen, sich der Insel als Ruheplatz zu bedienen und, nachdem er ein wenig Athem geschöpft, sich wieder in's Wasser zu stürzen und nach dem entgegengesetzten Ufer weiter zu schwimmen.

Für einen starken Schwimmer war es auch möglich, es zu erreichen, aber ganz gewiß nicht für ihn. Es lagen Piroguen und Rähne auf dem Flusse, sowohl stromaufwärts als stromabwärts. Schon waren mehrere der Verfolger darnach gegangen, und lange zuvor, ehe er sich über diese breite Fläche hinüberarbeiten konnte, ward der Wasserspiegel von wenigstens einem halben Duzend Rielen durchfurcht. Nein, nein — er konnte nicht enttrinnen. Entweder auf der Insel oder in dem Wasser jenseits derselben mußte er in die Hände der Verfolger fallen.

So folgerten die Zuschauer, während sie die Verfolgung beobachteten.

So wie die Schwimmer sich der Insel näherten, stieg die Aufregung immer höher. Es ist dies bei dem Herannahen einer Krisis jedes Mal der Fall,

und eine Krisis war nahe, obschon nicht eine solche, wie die Zuschauer erwarteten. Sie erwarteten, den Flüchtling das Land erreichen, das Ufer erklettern und unter den Bäumen verschwinden zu sehen. Sie erwarteten, seine Verfolger dicht hinter ihm ebenfalls an's Land klettern zu sehen und von seiner Gefangennehmung zu hören, ehe er noch durch die Waldung hindurchkommen und auf der andern Seite wieder in das Wasser gelangen konnte.

Eine solche Krisis ungefähr war es, die sie erwarteten, und sie konnte nicht mehr fern sein, denn der Mulatte war jetzt dicht am Rande der Insel. Noch wenige Ruderschläge mußten ihn an's Land bringen. Er schwamm schon in dem schwarzen Schatten der Bäume — es war, als ob die Äste bis auf seinen Kopf herabgingen — als ob er nur hätte die Hände auszustrecken brauchen, um sie zu fassen. Die Hauptmasse seiner Verfolger war noch über fünfzig Schritte hinter ihm zurück, Einige aber, die sich den Andern vorausgearbeitet hatten, befanden sich innerhalb der Hälfte dieser Entfernung. Von dem Plage aus, wo wir sie sahen, schienen sie weit näher zu sein; ja, es war sogar leicht, zu glauben, daß sie neben ihm schwämmen und ihn jeden Augenblick fassen könnten.

Die Krisis nähete heran, aber nicht die, welcher

man entgegengesehen. Die Verfolgung sollte sich ganz anders enden, als Zuschauer oder Verfolger erwartet hatten. Der Verfolgte selbst ahnte nicht das Schicksal, das ihm so nahe bevorstand — ein Schicksal, welches entsetzlich, aber wohlverdient war.

Der Schwimmer ruderte durch den Gürtel von schwarzen Schatten hindurch. Wir erwarteten, ihn den nächsten Augenblick unter die Bäume hineinfliegen zu sehen, als wir plötzlich sahen, daß er uns die Seite zukehrte und seine Richtung längs dem Rande der Insel hin nahm.

Wir beobachteten dieses Manöver mit einigem Erstaunen; wir konnten es uns nicht erklären. Es war offenbar zum Vortheile der Verfolger, welche nun in schräger Linie schwammen, um ihm den Weg abzuschneiden.

Was konnte sein Beweggrund sein? Hatte er verfehlt, einen Landungsplatz zu finden? Wenn dies aber auch der Fall war, so hätte er doch die Zweige fassen und auf diese Weise sich an's Land ziehen können.

Ha! unsere Muthmaßungen werden beantwortet! Da drüben ist die Antwort. Jener braune Gegenstand, welcher auf dem schwarzen Wasser schwimmt, ist nicht der Stamm eines abgestorbenen Baumes. Er ist nicht todt; er hat Leben und Bewegung.

Sehet, er nimmt eine Form an — die Form des großen Sauriers, des gräßlichen Alligators!

Sein riesiger Rachen ist weit geöffnet, sein Schwanz steht emporgerichtet, nur seine Brust ruht auf dem Wasser. Auf diesem dreht er sich, wie auf einem Zapfen, im Kreise umher, schwingt seinen Schwanz in der Luft und peitscht dann und wann den Schaum in die Höhe. Sein Brüllen hallt von dem fernen Ufer wider; der See erzittert von dem heisern Bariton, die Waldbögel flattern und kreischen, und der weiße Kranich steigt krächzend in die Luft.

Die Zuschauer stehen entsetzt. Die Verfolger haben im Wasser Halt gemacht und schwimmen nicht weiter. Ein einziger Schwimmer mühet sich weiter. Es ist der, welcher schwimmt, um sein Leben zu retten.

Und er ist es auch, auf den die Augen des Alligators geheftet sind. Warum auf ihn mehr, als auf die Andern? Sie sind Alle gleich nahe. Ist es die Hand Gottes, welche Rache nimmt? Noch eine Umdrehung, noch ein Hieb mit dem starken Schwanze und das ungeheure Thier stürzt sich auf sein Opfer.

Ich habe seine Verbrechen vergessen — ich habe fast Mitleid mit ihm. Ist für ihn keine Aussicht

auf Entrinnen vorhanden? Sehet, er hat den Ast einer Lebensleiche ergriffen; er ist bemüht, sich in die Höhe zu heben — über das Wasser, über die Gefahr. Der Himmel stärke seine Arme!

Ja, es wird zu spät sein; schon berührt der geöffnete Rachen — was frachte denn da? Der Ast ist gebrochen!

Er sinkt zurück auf die Wasserfläche — darunter. Er ist nicht mehr sichtbar — er ist untergesunken, und ihm nach mit offenem, gierigem Rachen schießt die riesige Eidechse. Beide sind unsern Augen entschwunden.

Der Schaum schwimmt wie ein weißes Tuch auf den Wellen und hängt sich an die Blätter des gebrochenen Astes. Wir lauern mit begierigen Augen. Kein Kiesel bleibt unbeobachtet; aber keine neue Bewegung stört die Oberfläche, keine Regung ist bemerkbar, keine Gestalt taucht auf und die Wellen glätten sich bald wieder über der Stelle.

Ohne Zweifel hat das Thier sein Werk beendet.

Wessen Werk? War es die Hand Gottes, welche Rache genommen hat? So sagen die Umstehenden.

Die Verfolger haben Kehrt gemacht und schwimmen wieder nach uns zu. Niemand hat Lust, sich unter die schwarzen Schatten dieser Inseleichen

hineinzuwagen. Sie müssen lange schwimmen, ehe sie das Ufer erreichen, und Einige von ihnen werden es kaum ermöglichen. Sie sind in Gefahr; doch nein, da drüben kommen die Rähne und Piroguen, die sie bald auffischen werden.

Sie haben die Boote gesehen und schwimmen langsam, oder lassen sich auf dem Wasser treiben und warten auf die Annäherung.

Sie werden eingenommen, Einer nach dem Andern, und Alle — sowohl Hunde als Menschen — werden jetzt nach der Insel gebracht.

Sie wollen die Nachsuchung fortsetzen — denn das Schicksal des Flüchtlings ist immer noch zweifelhaft. Sie landen — die Hunde werden in das Gebüsch geschickt, während die Männer sich um den Rand herum nach dem Schauplatz des Kampfes schleichen — Sie finden keine Spur noch Fährte am Ufer.

Aber auf dem Wasser zeigt sich eine. Etwas Schaum schwimmt noch — derselbe ist roth gefärbt — ohne Zweifel ist es das Blut des Mullatten. *verdammt das Sinken!*

„Alles in Ordnung, Jungens!“ schrei't ein roher Bursche, „das ist Blut des Blauhäuters, dafür stehe ich. Er ist untergesunken — das läßt sich

nicht mehr bezweifeln. Verdammt wäre der Kerl!
Er hat uns den Spaß rund und rein verdorben.“

Dieser Scherz wird mit lautem Gelächter aufgenommen.

Auf solche Weise sprachen die Menschenjäger,
als sie von der Jagd zurückkehrten.

Vierzehntes Kapitel.

Ringold's Rache.

Nur die roheren Gemüther gaben sich diesen unzeitigen Frevelreden hin. Andere von gebildeterem Geiste betrachteten das Ereigniß mit gebührendem Ernste — Einige sogar mit einem Gefühle von Ehrfurcht und Grauen.

Ganz gewiß schien es, als ob die Hand Gottes sich eingemischt hätte — so angemessen war die Züchtigung — fast als ob der Verbrecher durch sich selbst umgekommen wäre.

Es war ein entsetzlicher Tod, aber weit weniger schwer zu erdulden als der, welchen die Menschen beschlossen hatten. Der Allmächtige war barmherziger gewesen und hatte, indem er auf diese Weise die

Strafe des Verbrechers milderte, seinen menschlichen Richtern einen Verweis ertheilt.

Ich sah mich nach dem jungen Indianer um. Ich freute mich, zu finden, daß er sich nicht mehr unter der Menge befand. Sein Streit mit Ringzold war unterbrochen worden, aber ich fürchtete, daß er noch nicht beendet sei. Die Worte des Indianers hatten einige der Weißen erbittert, und seine Anwesenheit war die Ursache, daß der Verbrecher Gelegenheit gefunden hatte, zu entkommen. Ohne Zweifel, wäre der Letztere wirklich entronnen, so wäre von der Sache noch mehr Aufhebens gemacht worden, und selbst wie die Sache so stand, war ich in Bezug auf die Sicherheit des kühnen Mischlings nicht ohne Besorgniß. Er war nicht auf seinem eigenen Grunde und Boden — die andere Seite des Flusses war das Indianergebiet, und deshalb konnte er leicht als ein Eindringling betrachtet werden.

Allerdings lebten wir mit den Indianern in Frieden, aber nichtsdestoweniger herrschte genug feindseliges Gefühl zwischen den beiden Racen. Alte in dem Kriege von 1818 geschlagene Wunden eitereten noch.

Ich kannte Ringzold's rachsüchtigen Charakter

— er war in den Augen seiner Kameraden gedemüthigt worden, denn während des kurzen Ringkampfes war der Mischling im Vortheil gewesen. Ringzold ließ die Sache ganz gewiß nicht ruhen, sondern suchte sich zu rächen.

Ich freuete mich daher, als ich bemerkte, daß der Indianer den Ort verlassen hatte. Vielleicht hatte er selbst Gefahr besorgt und war über den Fluß zurückgegangen. Hier war er sicher vor Verfolgung. Selbst Ringzold wagte nicht, ihm auf die andere Seite zu folgen, denn die Gesetze des Vertrags hätten nicht ungestraft übertreten werden können. Selbst die rücksichtslosesten Squatter wußten dies. Ein Indianerkrieg wäre dadurch hervorgerufen worden, und die Staatenregierung hatte, obschon sie durchaus nicht allzugewissenhaft war, damals andere Pläne im Werke.

Ich drehete mich um und wollte nach Hause gehen, als mir einfiel, daß ich Ringzold anreden und meine Mißbilligung seines Benehmens zu erkennen geben wollte. Ich war entrüstet über die Art und Weise, auf welche er gehandelt — gerade zornig genug, um meine Meinung auszusprechen. Ringzold war älter als Ich und größer, aber ich fürchtete mich nicht vor ihm. Im Gegentheil mußte ich, daß er sich eher vor mir fürchtete. Die Belei-

digung, die er einem Menschen angethan, der nur eine Stunde vorher für uns das Leben gewagt, hatte mein Blut hinreichend aufgereggt, und ich war entschlossen, ihm deswegen Vorwürfe zu machen.

In dieser Absicht drehete ich mich wieder nach der Menge herum, um ihn zu suchen. Er war nicht da.

„Habt Ihr Arens Ringgold gesehen?“ fragte ich den alten Dickman.

„Ja, er ist eben fort,“ war die Antwort.

„In welcher Richtung?“

„Stromaufwärts. Ich sah ihn mit Bill Williams und Ned Spence fortgaloppiren — sie schienen Etwas vorzuhaben.“

Ein peinlicher Argwohn durchzuckte mich.

„Dickman,“ fragte ich, „wollt Ihr mir auf eine Stunde Euer Pferd borgen?“

„Mein altes Thier? O, ganz gewiß — auf einen Tag, wenn Ihr es haben wollt. Aber, lieber Georg, Ihr könnt doch nicht mit Eurem verwundeten Arme reiten?“

„O ja; helft mir nur in den Sattel.“

Der alte Jäger that, wie ich beehrte, und nachdem wir noch einige Worte gewechselt, ritt ich in der Richtung Stromaufwärts fort.

Weiter oben am Flusse befand sich eine Fähre,

und an dem Landungsplatze derselben hatte der junge Indianer wahrscheinlich sein Kanoe zurückgelassen. In dieser Richtung mußte er daher gehen, um wieder nach Hause zu gelangen, und in dieser Richtung mußte Kingzold nicht gehen, um nach seiner Wohnung zurückzukehren, denn der Weg nach der Plantage Kingzold lag gerade entgegengesetzt.

Dies war der Grund des Argwohns, der in mir aufstieg, als ich hörte, daß Letzterer stromaufwärts gegangen war. Unter den gegenwärtigen Umständen sah dies nicht gut aus und in solcher Gesellschaft noch schlechter, denn ich erkannte in den Namen, welche Hidman genannt, zwei der verworfensten Bünglinge in der Niederlassung. Ich wußte, daß sie Kingzold's Kameraden oder vielmehr Kreaturen waren.

Ich argwohnte, daß sie dem Indianer nachgesetzt wären, und natürlich in schlimmer Absicht. Es war kaum eine Muthmaßung; ich war fast überzeugt davon, und als ich längs des Flußweges hinritt, ward ich in meinem Glauben bestärkt. Ich sah die Spuren ihrer Pferde längs des Weges, der nach der Fähre führte, und dann und wann erkannte ich auch den Abdruck des indianischen Moccasins, wo er seine nasse Spur im Staube zurückgelassen hatte.

Ich wußte, daß seine Kleider noch nicht an ihm

getrocknet waren, und die Moccasins mußten von Wasser noch ganz durchdrungen sein.

Ich trieb das alte Pferd zur größten Eile an. Als ich mich dem Landungsplatze näherte, konnte ich Niemanden sehen, denn es standen Bäume rings herum; aber der Klang lauter, zorniger Stimmen bewies, daß ich recht vermuthet hatte.

Ich blieb nicht halten, um zu horchen, ritt aber, indem ich mein Pferd abermals antrieb, weiter. An einer Biegung des Weges sah ich drei Pferde an die Bäume gebunden. Ich mußte, daß es die Ringzold's und seiner Kameraden waren, konnte mir aber nicht denken, warum sie dieselben verlassen hätten.

Ich machte nicht Halt, um lange Vermuthungen anzustellen, sondern galoppirte weiter nach dem Landungsplatze. Ganz so, wie ich erwartet, waren die Drei da — der Mischling war in ihren Händen!

Sie hatten ihn unversehens beschlichen, deshalb hatten sie ihre Pferde zurückgelassen — und ihn gepackt, gerade als er im Begriffe stand, in sein Kanoe zu steigen. Er war unbewaffnet — denn die Büchse, welche ich ihm gegeben, war noch naß und der Mulatte war mit seinem Messer davongelaufen — er konnte keinen Widerstand leisten und ward deshalb sofort festgenommen.

Seine Feinde waren rasch zu Werke gegangen,

denn sie hatten ihm schon sein Jagdhemd abgerissen und ihn an einen Baum gebunden. Sie standen eben im Begriffe, ihren Groll an ihm auszulassen und ihn auf den bloßen Rücken mit den Peitschen zu geißeln, welche sie in ihren Händen trugen. Ohne Zweifel würden sie davon furchtbaren Gebrauch gemacht haben, wenn ich nicht zeitig genug hinzugekommen wäre.

„Schämt Euch, Arens Ringzold, schämt Euch!“ rief ich, als ich heranritt. „Das ist feig und niederträchtig, und ich werde es der ganzen Niederlassung erzählen.“

Ringzold stammelte eine Entschuldigung, ward aber durch mein plötzliches Erscheinen augenscheinlich stutzig gemacht.

„Der verdammte Indianer verdient es,“ growlte Williams.

„Wofür denn, Master Williams?“ fragte ich.

„Weil er sich unterstanden hat, auf so unverschämte Weise sein Maul aufzuthun.“

„Er hat hier Nichts zu suchen!“ stimmte Spence ein. „Er hat nicht das Recht, auf diese Seite des Flusses zu kommen.“

„Und Ihr habt kein Recht, ihn zu schlagen, weder auf dieser noch auf jener Seite — Ihr habt dazu nicht mehr Recht, als mich zu schlagen.“

„Oho, das könnte allenfalls auch geschehen!“ sagte Spence in einem hämischen Tone, welcher mein Blut in Wallung brachte.

„Nicht so leicht!“ rief ich, indem ich von dem alten Pferde heruntersprang und näher hinzulief.

Mein rechter Arm war noch gesund. Um auf alle Fälle nicht unbewaffnet zu sein, hatte ich das Pistol des alten Dickman geborgt und hielt es in der Hand.

„Nun, meine Herren,“ sagte ich, indem ich mich neben den Gefangenen stellte, „nun fangt an zu schlagen, aber laßt es Euch gesagt sein, der Erste, welcher ausholt, bekommt von mir eine Kugel vor den Schädel!“

Ob schon sie nur noch Knaben waren, so waren doch alle Drei mit Messer und Pistol bewaffnet, wie dies damals Gebrauch war. Spence schien von den Dreien am meisten geneigt zu sein, seine Drohung auszuführen; er aber und Williams sahen, daß Ringgold, ihr Anführer, sich schon zurückgezogen hatte, denn der Letztere hatte Etwas zu verlieren, was mit seinen Kameraden nicht der Fall war. Ueberdies hatte er auch noch andere Gedanken sowohl als Befürchtungen für seine persönliche Sicherheit.

Das Ergebniß war, daß alle Drei, nachdem sie gegen meine unberufene Einnischung in einen Streit,

der mich Nichts anginge, protestirt, auf zornige und etwas ungeschickte Weise den Schauplatz verließen.

Der junge Indianer ward bald aus seiner unangenehmen Lage erlöst. Er sprach nur wenige Worte, — aber seine Blicke gaben seine Dankbarkeit auf beredte Weise zu erkennen. Als er mir beim Scheiden die Hand drückte, sagte er :

„Kommt auf die andere Seite jagen, so oft Ihr Lust dazu habt — kein Indianer wird Euch Etwas zu Leide thun — in dem Lande der rothen Männer seid Ihr willkommen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Räume.

Eine auf diese Weise geschlossene Bekanntschaft konnte nicht leicht hin wieder abgebrochen werden. Konnte sie anders enden als in Freundschaft? Dieser Mischling war ein edler Jüngling, der Keim eines Gentleman. Ich beschloß, seine Einladung anzunehmen und ihn in seiner Waldheimath zu besuchen.

Die Hütte seiner Mutter, sagte er, stand auf der andern Seite des Sees in nicht weiter Entfernung. Ich würde sie an dem Ufer eines kleinen Flusses finden, der sich in den Hauptstrom ergösse, oberhalb der Stelle, wo der letztere sich ausbreitet.

Ich fühlte eine geheime Freude, als ich diese Weisungen anhörte. Ich kannte den Fluß, von welchem er sprach. Erst vor kurzer Zeit war ich in mei-

nem Boote denselben hinaufgesegelt. An seinen Ufern aber hatte ich jene schöne Vision gesehen — die Waldnymph, deren Schönheit meiner Phantasie immer gegenwärtig war. War es Malinee?

Ich wünschte sehr, hierüber Gewißheit zu haben. Ich wartete nur auf das Heilen meiner Wunde — bis mein Arm wieder stark genug wäre, um das Ruder zu führen. Ich war ungeduldig, daß es so lange dauerte, aber die Zeit verging und ich war wiederhergestellt.

Ich wählte einen schönen Morgen zu dem versprochenen Besuche und war bereit, aufzubrechen. Ich hatte keine Begleiter als meine Hunde und meine Kugelbüchse. Ich stand schon neben meinem Boote und war im Begriffe hineinzusteigen, als ich, indem ich mich noch ein Mal herumdrehete, meine Schwester erblickte. Die arme kleine Virginie! Sie hatte Etwas von ihrer gewohnten Heiterkeit verloren und schien sich in der letzten Zeit sehr verändert zu haben. Sie hatte den furchtbaren Schrecken noch nicht überwunden — seine Folgen zeigten sich in ihrer nachdenklicheren Haltung.

„Wohin willst Du, Georg?“ fragte sie, als sie herankam.

„Muß ich es sagen, Virginie?“

„Entweder mußt Du mir es sagen oder mich mitnehmen.“

„Was? In den Wald?“

„Und warum nicht? Ich möchte gern einmal einen Spaziergang im Walde machen. Böser Bruder! Du thust mir niemals meinen Willen.“

„Aber, Schwester, Du hast dies ja noch niemals verlangt.“

„Wenn auch — Du hättest es wissen können, daß ich es wünschte. Wer würde nicht wünschen, in dem Walde umherzuschweifen? O, ich wollte, ich wäre ein wilder Vogel, oder ein Schmetterling, oder irgend ein anderes Geschöpf mit Flügeln. Ich würde alle diese schönen Wälder durchflattern, ohne von Dir zu verlangen, daß Du mich führen solltest, egoistischer Bruder!“

„Jeden andern Tag, Virginie, aber heute —“

„Nun, warum nicht heute? Der Tag ist ja schön!“

„Nun, ich will Dir's nur sagen, Schwester — der Wald ist eigentlich nicht das Ziel meines Ausflugs.“

„Wo willst Du denn sonst hin, Georg?“

„Ich will den jungen Powell in der Hütte seiner Mutter besuchen. Ich habe es ihm versprochen.“

„Ha!“ rief meine Schwester, indem sie plötzlich

die Farbe wechselte und einen Augenblick lang nachdenklich stehen blieb.

Der Name hatte sie wieder an jenes gräßliche Ereigniß erinnert. Es that mir leid, daß ich ihn genannt hatte.

„Ach, Bruder,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „es giebt Nichts, was ich mehr wünschte zu sehen, als einen indianischen Wigwam — Du weißt, daß ich noch nie einen gesehen habe. Mein guter, lieber Georg, ich bitte Dich, nimm mich mit.“

Es lag eine Innigkeit in dieser Bitte, der ich nicht widerstehen konnte, obschon ich lieber allein gegangen wäre. Ich hatte ein Geheimniß, welches ich auch nicht einmal meiner mich zärtlich liebenden Schwester anvertrauen wollte. Ueberdies hatte ich ein unklares Gefühl, daß ich sie nicht so weit von unserm Hause hinweg in eine Gegend mitnehmen dürfte, welche ich selbst noch so wenig kannte.

Sie bat mich zum zweiten Male.

„Wenn die Mutter es erlaubt —“

„Ach, Unsinn, Georg! — Mama wird nicht böse sein. Was sollen wir erst nach dem Hause zurückkehren? Du siehst, daß ich bereit bin — ich habe meinen Sonnenhut auf. Wir können wieder dasein, ehe man uns vermißt — Du hast mir gesagt, es wäre nicht weit.“

„Steig' ein, Schwester; setz' Dich in den Stern.
Da — joho! es geht fort!“

Die Strömung war nicht sehr stark, und nach halbstündigem Rudern gelangte das Boot an die Mündung der Bucht. Wir bogen in dieselbe ein und ruderten weiter stromaufwärts.

Es war ein schmaler Fluß, aber hinreichend tief, um Boot oder Kanoe zu tragen. Die Sonne schien sehr heiß, aber ihre Strahlen konnten uns nicht treffen. Sie wurden durch die Tupelobäume aufgefangen, welche an den Ufern wuchsen, so daß die dichtbelaubten Zweige über dem Wasser fast zusammentrafen.

Eine halbe Meile von der Mündung der Bucht näherten wir uns einer Klärung. Wir sahen angebaute Felder. Wir bemerkten Mais und süße Kartoffeln, Mohn, Melonen und Kürbisse. Nicht weit von dem Ufer stand ein Wohnhaus von ziemlicher Größe, von einer Einhegung umgeben, mit kleineren Häusern dahinter. Es war von Holz erbaut — etwas antik in seiner äußern Erscheinung mit einem Porticus, dessen Säulen mit roher Schnitzarbeit verziert waren. Auf dem Felde arbeiteten Sklaven, das heißt, es waren Schwarze darauf zu sehen und auch einige rothe Männer — Indianer!

Die Pflanzung eines weißen Mannes konnte es

nicht sein — auf dieser Seite des Flusses gab es keine. Ein reicher Indianer mußte nach unserer Vermuthung hier wohnen, dem das Land und die Slaven gehörten. Wir wurden dadurch weiter nicht überrascht — wir wußten, daß es deren viele gab. Aber wo war die Hütte unseres Freundes? Er hatte mir gesagt, sie stünde an dem Ufer des Flusses, nicht über eine halbe Meile von der Mündung desselben entfernt. Waren wir daran vorbeigekommen, ohne sie zu sehen, oder lag sie noch höher hinauf?

„Sollen wir hier anhalten und fragen, Virginie?“

„Wer steht denn da in der Vorhalle?“

„Ha, Deine Augen sind besser als die meinen, Schwester; es ist der junge Indianer selbst. Aber er wohnt doch nicht hier? Das ist ja weder ein Wigwam noch eine Hütte. Vielleicht ist er auf Besuch hier. Doch sieh'! er kommt auf uns zu.“

Während ich sprach, trat der Indianer aus dem Hause und kam rasch auf uns zu. Nach wenigen Secunden stand er an dem Ufer und winkte uns nach einer Stelle, wo wir landen konnten. Wie früher war er schön gekleidet, mit gefiedertem Kopfsputz und reichgestickten Gewändern. Als er so über uns auf dem Ufer stand und seine schöne Gestalt sich gegen den Himmel abzeichnete, hatte er ganz das Ansehen eines wilden Kriegers in Miniatur. Obschon nur

noch Knabe, sah er doch prächtig und malerisch aus. Ich beneidete ihn fast um sein wildes Costüm.

Meine Schwester schien ihn mit Bewunderung zu betrachten, obschon ich auch zugleich eine gewisse Angst in ihrem Blicke zu erkennen glaubte. Aus der Art und Weise, auf welche sie bald roth, bald blaß ward, glaubte ich zu erkennen, daß seine Gegenwart sie wieder an jene Scene erinnerte, und wieder bedauerte ich, daß sie mich begleitet hatte.

Er schien durch unsere Ankunft durchaus nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden. Ich habe unter Weißen und selbst unter Solchen, welche Ansprüche auf guten Ton machten, in dieser Beziehung ganz andere Erfahrungen erlebt. Dieser junge Indianer war so kaltblütig und gesammelt, als ob er uns erwartet hätte, was gleichwohl nicht der Fall war. Wenigstens konnte er nicht uns Beide erwartet haben.

Es lag in unserm Empfange aber keine erheuchelte Kälte. Sobald wir nahe genug gekommen waren, faßte er das Boot, zog es dicht auf den Landungsplatz und half uns mit der Höflichkeit eines vollendeten Gentleman beim Aussteigen.

„Ihr seid willkommen,“ sagte er, „willkommen!“ Und dann wendete er sich mit einem fragenden Blicke zu Virginien und setzte hinzu:

„Ich hoffe, daß die Gesundheit der Senorita vollständig wiederhergestellt ist. Was die Cure betrifft, Sir, so brauche ich nicht zu fragen. Daß Ihr Euer Boot so weit gegen die Strömung habt rudern können, ist ein Beweis, daß Ihr Euern Unfall vollständig überwunden habt.“

Das Wort „Senorita“ verricht eine Spur von den Spaniern, einen Ueberrest von jenen Beziehungen, die früher zwischen den Seminole-Indianern und der iberischen Race bestanden hatten. Selbst in dem Costüm unseres neuen Bekannten waren gewisse Gegenstände andalusischen Ursprungs zu bemerken — das an seinem Halse hängende silberne Kreuz, die Schärpe von scharlachrother Seide um seinen Gürtel, und die lange dreieckige Klinge, welche dahinter in ihrer Scheide hing.

Auch die Umgebung hatte einen gewissen spanischen Anstrich. Es waren exotische Pflanzen da, die China-Orange, die prachtvolle Papaya, die Capsicum und Liebesäpfel (tomatoes), welche fast für charakteristische Kennzeichen der Heimath des spanischen Kolonisten gelten können.

Auch das Haus selbst zeigte Spuren von castilischer Arbeit. Das Schnitzwerk war nicht indianisch.

„Ist das Euer Haus?“ fragte ich ein wenig verlegen.

Er hatte uns willkommen geheißten, aber ich sah keine Hütte; vielleicht irrte ich mich.

Seine Antwort beseitigte meine Zweifel. Es war seine Heimath — das Haus seiner Mutter — sein Vater war schon längst todt — die Familie zählte nur noch drei Personen — seine Mutter, seine Schwester und ihn selbst.

„Und diese,“ fragte ich, indem ich auf die Arbeiter zeigte.

„Sind unsere Slaven,“ antwortete er lächelnd. „Ihr seht, daß wir Indianer allmählig auch die Gebräuche der Civilisation annehmen.“

„Aber es sind ja nicht lauter Neger — es sind auch rothe Männer darunter — sind diese auch Slaven?“

„Ja, sie sind Slaven wie die Andern. Ich sehe, daß Ihr Euch wundert. Sie sind nicht von unserm Stamme. Es sind Yamassees. Unser Volk besiegte sie vor langer Zeit und Viele von ihnen sind noch Slaven.“

Wir waren an dem Hause angelangt. Seine Mutter kam uns an der Thür entgegen — eine Frau von rein indianischer Race, die augenscheinlich einmal einen hohen Grad von Schönheit besessen hatte. Sie war noch jetzt eine ganz angenehme Er-

scheinung — gut gekleidet, obschon nach Indianerweise — mütterlich — intelligent.

Wir traten ein — Hausgeräthschaften — Jagdtrophäen in spanischem Style, eine Guitarre — ha! auch Bücher!

Meine Schwester und ich waren nicht wenig überrascht, unter dem Dache eines Indianers diese Symbole der Civilisation zu finden.

„Ha!“ rief der Jüngling, als ob ihm plötzlich Etwas einfiel, „ich freue mich, daß Ihr gekommen seid. Eure Moccasins sind fertig. Wo sind sie, Mutter? Wo ist sie? Wo ist Maümee?“

Er hatte meinen Gedanken Worte geliehen.

„Wer ist Maümee?“ flüsterte Virginie.

„Ein Indianermädchen — seine Schwester, glaube ich.“

„Da drüben — sie kommt!“

Ein Fuß, kaum eine Spanne lang, ein Knöchel, der von dem gestickten Lappen des Moccasins zwei aufwärts weit divergirende Linien zeigt, eine Taille von herrlicher Biegung, ein Busen, der sich selbst unter der größten Hülle verrathen hätte, ein Gesicht von herrlich goldbrauner Farbe, durchsichtige Haut, korallenrothe Wangen, Lippen von gleicher Farbe, dunkle Augen und Brauen, lange halbmondförmige

Wimpern, Haar vom tiefsten Schwarz in muthwilliger Fülle.

Man denke sich eine solche Gestalt; man denke sie sich mit all' dem malerischen Putze angethan, den der indianische Scharfsinn erfinden kann; man denke sie sich mit einem Schritte herannahen, welcher mit dem eines stolzen arabischen Rosses wetteifert, und man hat einen Begriff — doch nein, von Maimee hat Niemand einen Begriff, der sie nicht gesehen.

Mein armes Herz — sie war es — meine Waldnymphe!

Ich hätte unter dem Dache dieses gastfreien Hauses lange verweilen können, aber meine Schwester schien sich nicht behaglich zu fühlen — als ob die Erinnerung an jenes unglückliche Abenteuer immer wieder in ihr auftauchte. Wir blieben blos eine Stunde; sie schien kaum halb so lang zu sein — so kurz aber auch die Zeit war, so wandelte sie mich doch in einen Mann um. Als ich wieder nach Hause zurückkehrte, fühlte ich, daß ich mein Knabenherz zurückgelassen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Insel.

Ich sehnte mich, das Indianerhaus wieder zu besuchen und wußte meinen Wunsch bald zu befriedigen. Mein Thun und Treiben war keinem Zwange unterworfen. Weder Vater noch Mutter kümmerten sich um meine täglichen Wanderungen; ich kam und ging wie ich Lust hatte, und ward in Bezug auf die Richtung, die ich genommen, selten befragt. Man glaubte, die Jagd sei der Zweck meiner Abwesenheit. Meine Hunde und meine Kugelbüchse, die ich stets mitnahm, und das Wildpret, welches ich gewöhnlich mit zurückbrachte, befriedigten jede Neugier.

Meine Jagdausflüge geschahen stets nach Einer Richtung hin — ich hätte Dies wohl kaum erst zu erwähnen gebraucht — stets über den Fluß. Immer

und immer wieder spaltete der Kiel meines Bootes die Fluthen der Bucht — immer und immer wieder, bis ich jeden Baum an ihren Ufern kannte.

Meine Bekanntschaft mit dem jungen Powell reifte bald zu einer festen Freundschaft. Fast täglich waren wir beisammen — entweder auf dem See oder in dem Walde als Jagdgefährten, und manches Reh und manchen wilden Truthahn erlegten wir, gemeinschaftlich. Der Indianerknabe war schon ein geübter Jäger und ich lernte manches Geheimniß in seiner Gesellschaft.

Ich entsinne mich recht wohl, daß die Jagd mir jetzt weniger Vergnügen machte als früher. Am liebsten war mir die Stunde, wenn die Jagd vorüber war und ich auf meinem Heimwege an dem Indianerhause Halt machte, wenn ich den mit Honig gesüßten Centé aus dem geschnitzten Kürbis trank — weit süßer noch durch die Hände, aus welchen ich den Becher erhielt — weit süßer noch durch das Lächeln der Person, welche mir ihn reichte — denn diese Person war Maimee.

Wochenlang — kurze Wochen schienen es zu sein —, schwelgte ich in diesem jungen Traume der Liebe. Ach, es ist wahr — in dem ganzen spätern Leben giebt es keine Freude, welche dieser gleichkäme. Ruhm und Macht sind nur Befriedigungen — nur

die Liebe allein ist Wonne — am reinsten und süßesten in ihrer jungfräulichen Blüthe.

Oft war Virginia meine Begleiterin auf diesen abenteuerlichen Waldausflügen. Sie hatte den Wald lieb gewinnen gelernt — sie sagte es und ging gern mit. Es gab Zeiten, wo ich lieber allein gegangen wäre, aber ich konnte ihr Nichts abschlagen. Sie hatte Anhänglichkeit zu Maümee fassen gelernt. Ich wunderte mich darüber nicht.

Maümee liebte meine Schwester ebenfalls — nicht in Folge einer Aehnlichkeit ihrer beiden Charaktere. In physischer Beziehung waren sie einander so unähnlich, wie zwei junge Mädchen einander nur sein können. Virginia war ganz blond und gold; Maümee braun und dunkel. In intellectueller Hinsicht standen sie einander nicht näher. Die Erstere war schüchtern wie die Taube; die Letztere besaß einen kühnen Muth, wie der Falke. Vielleicht knüpfte dieser Contrast die Bande der Freundschaft, welche zwischen ihnen entstanden war, noch fester. Es ist dies keine Anomalie.

Einer Anomalie weit ähnlicher war mein Gefühl in Bezug auf die beiden. Ich liebte meine Schwester eben wegen der Sanftheit ihres Wesens. Ich liebte Maümee um des Gegentheils willen; aber diese zwiefache Liebe war deutlich unterschieden — so unähnlich

wie die Gegenstände, durch welche sie hervorgerufen ward.

Während der junge Powell und ich jagten, blieben unsere Schwestern zu Hause. Sie schlenderten auf den Feldern, in den Hainen und im Garten umher. Sie spielten und sangen und lasen, denn Maimee war — trotz ihres Costüms — keine Wilde. Sie hatte Bücher, eine Guitarre oder vielmehr eine Mandoline — eine spanische Reliquie — und war in Beidem unterrichtet worden. So weit als geistige Ausbildung ging, war sie ein geeigneter Umgang selbst für die Tochter eines stolzen Mandolph.

Auch der junge Powell war eben so gut oder besser unterrichtet als ich. Ihr Vater hatte seine Pflicht nicht vernachlässigt.

Weder Virginia noch ich träumten je von einer Ungleichheit. Der Umgang ward von uns gewünscht und gesucht. Wir waren Beide noch zu jung, um Etwas von Kastengeist zu wissen. Bei unsern Freundschaften folgten wir blos dem Antriebe der unschuldigen Natur, und es fiel uns niemals ein, daß wir irre gingen.

Die Mädchen begleiteten uns häufig in den Wald und wir, die Jäger, wendeten Nichts dagegen ein. Wir gingen nicht immer, um dem weit umherschweifenden Hirsche nachzustellen. Eichhörnchen und anderes

kleines Wild waren weit öfter die Gegenstände unserer Verfolgung, und indem wir diesen folgten, brauchten wir uns nicht weit von unseren zarten Begleiterinnen zu entfernen.

Was Mäümee betraf, so war sie eine Jägerin — eine kühne Reiterin, die vor Nichts zurückschreckte. Meine Schwester dagegen hatte bis jetzt kaum ein Pferd bestiegen.

• Allmählig gefiel mir die Eichhörnchenjagd am besten. Oft ließ ich meine Hunde daheim und es ward etwas Seltenes, daß ich Wildpret nach Hause brachte. Unsere Ausflüge beschränkten sich nicht auf den Wald. Die Wasservögel auf dem See, die Ibisse und weißen Kraniche waren oft die Opfer unseres Jagdeifers. In dem See lag eine schöne Insel — nicht die, welche der Schauplatz des Trauerspiels gewesen, sondern eine höher hinauf gelegene — in der Nähe der Stelle, wo der Fluß breit ward.

Ihre Fläche war von bedeutendem Umfange und stieg in der Mitte zu einem Hügel an. Zum größten Theile war sie mit Bäumen bewachsen, fast lauter Immergrün, wie zum Beispiel der Lebensleiche, der Magnolie, dem Illcium und der wilden Orange, welche Alle in Florida heimisch sind.

Auch gab es hier Zanthophylonbäume mit ihren hervorragenden gelben Blüten; den wohlriechenden,

schönblühenden Corneliuskirschbaum und viele süßduftende Pflanzen und Sträucher, während die königliche Palme Alles hoch überragte und mit ihren sich weit ausbreitenden Blättern einen doppelten Baldachin von Grün bildete.

Die Bäume bildeten, obschon sie dicht beisammenstanden, doch kein eigentliches Dickicht. Hier und da ward der Weg durch Schmarozergewächse — ungeheuer wilde Weinreben, Bignonien, China- und Sarsaparillabüsche, Bromelien und wohlriechende Orchideen schwierig gemacht, die größeren Bäume aber standen gut getrennt, und in gewissen Zwischenräumen gab es Oeffnungen — niedliche Waldwiesen mit grünem Grassteppich und mit Blumen geschmückt.

Die schöne Insel lag ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen den beiden Wohnungen, und oft trafen der junge Powell und ich uns hier und machten sie zum Schauplatz unserer Kurzweil. Es gab Eichhörnchen unter den Bäumen und Truthühner — zuweilen fanden sich auch Rehe auf den Lichtungen, und von den bedeckten Ufern aus konnten wir eine bedeutende Verheerung unter dem Wassergeflügel anrichten, welches sich auf dem See herumtummelte.

Mehrmals hatten wir uns auf diesem neutralen Boden getroffen und zwar stets von unsern Schwestern begleitet.

Beide weilten gern an diesem lieblichen Orte. Sie pflegten den Hügel zu ersteigen und sich in den Schatten einiger hohen Palmen zu setzen, welche auf dem Gipfel wuchsen, während wir, die Jäger, in der von Wild besuchten Niederung blieben und den Wald von dem Knall unserer Büchsen widerhallen ließen.

Dann, wenn wir die Jagd satt hatten, war unsere Gewohnheit, den Hügel ebenfalls zu ersteigen und unsere Beute abzuliefern, besonders wenn wir so glücklich gewesen waren, irgend einen seltenen und schöngefiederten Vogel zu schießen, der stets ein Gegenstand der Neugier oder Bewunderung war. Was mich betraf, so hörte ich, mochte ich nun Glück haben oder nicht, stets eher auf, als mein Begleiter. Ich war nicht ein so eifriger Jäger wie er. Weit mehr Vergnügen machte es mir, mich neben den beiden Mädchen in's Gras zu strecken, und weit angenehmer als der Knall der Büchse war mir der Ton von Maümee's Stimme; weit schöner als der Anblick des Wildes war es, in Maümee's Augen zu schauen.

Und darüber, über Zuhören und Sehen hinaus, war meine Liebe noch niemals gegangen. Noch nie war ein Wort der Liebe zwischen uns gesprochen worden. Ich wußte nicht einmal, ob ich geliebt würde. Nicht

alle meine Stunden aber waren tronnevoll; der Himmel war nicht immer rosenfarben.

Die Zweifel, ob meine jugendliche Leidenschaft erwidert würde, waren die Wolken dieses Himmels und stiegen oft empor, um mich zu beunruhigen. Um dieselbe Zeit ward ich auch durch eine andere Ursache beunruhigt.

Ich bemerkte, oder glaubte zu bemerken, daß Virginia ein inniges Interesse an Malmee's Bruder nahm und daß dieses Interesse erwidert ward.

Dieser Gedanke überraschte und schmerzte mich. Und dennoch konnte ich nicht sagen, worin der Grund zu diesem Schmerze und dieser Ueberraschung lag.

Ich habe gesagt, daß meine Schwester und ich noch zu jung waren, um Etwas von den Vorurtheilen des Ranges oder der Rasse zu wissen. Aber dies war nicht streng genommen wahr. Ich mußte nothwendig schon einen Instinkt haben, daß wir, indem wir mit unsern dunkelfarbigem Nachbarn Umgang pflogen, etwas Unrechtes thaten, denn wie hätte mich die Sache sonst beunruhigen können?

Ich bildete mir ein, daß Virginia dieses Gefühl mit mir theile. Wir fühlten uns Beide unbehaglich und dennoch vertrauten wir uns einander Nichts an. Ich fürchtete, meiner Schwester auch nur meine Gedanken bekannt zu geben, und sie empfand ohne

Zweifel einen ähnlichen Widerwillen, ihr Geheimniß zu enthüllen.

Was mußte das Ergebniß dieser jungen Liebe sein, wenn sie sich überlassen blieb? Erstarb sie vielleicht mit der Zeit wieder? Stand zu erwarten, daß eine Stunde der Uebersättigung und Veränderung kommen oder daß sie ohne Unterbrechung dauernd werden würde? Wer weiß, was ihr Schicksal gewesen wäre, wenn man ihr vergönnt hätte, zu vollkommener Entwicklung zu gelangen! Aber dies geschieht niemals — sie wird stets unterbrochen.

Dies geschah auch mit der unsrigen. Die Krisis kam und dem süßen Umgange, den wir gepflogen, ward ein plötzliches Ende gemacht. Wir hatten unsern Eltern niemals Etwas davon gesagt, obschon wir gerade keine List angewendet hatten, es zu verbergen. Wir waren nicht gefragt worden, sonst hätten wir es sicherlich gestanden, denn wir waren gelehrt worden, immer streng an der Wahrheit zu halten. Man hatte aber keine Fragen an uns gerichtet; es war keine Verwunderung über unsere häufige Abwesenheit ausgesprochen worden. Die meinige als eines Jägers war sehr natürlich. Das einzige Sonderbare war, daß Virginia den Wald so lieb gewonnen und mir so oft Gesellschaft geleistet hatte.

Diese unbedeutende Verwunderung von Seiten

meiner Mutter legte sich jedoch bald wieder und wir gingen und kamen ungehindert, ohne nach unsern Beweggründen gefragt zu werden.

Ich habe gesagt, daß wir keine List anwendeten, um zu verbergen, wer unsere Genossen auf diesen abenteuerlichen Wanderungen wären. Auch dies ist nicht streng der Wahrheit gemäß. Eben unser Schweigen war schon List. Wir mußten Beide im Stillen uns bewußt sein, daß wir unrecht handelten — daß unsere Handlungsweise von unsern Eltern nicht gebilligt werden würde — warum hätte uns sonst etwas an Verheimlichung gelegen?

Diese Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein. Sie endete plötzlich — in etwas schroffer Weise.

Eines Tages waren wir auf der Insel, wie gewöhnlich alle Vier. Die Jagd war verüber und Powell und ich hatten uns zu unsern Schwestern auf den Hügel versüßt.

Wir hatten uns in den Schatten hingestreckt und ergingen uns in allerlei unerheblichem Geplauder, ich aber noch weit mehr in der stummen Sprache der Liebe. Meine Augen ruhten auf dem Gegenstande meiner Gedanken, zu glücklich, daß meine Blicke erwidert wurden. Außerdem sah ich wenig. Ich bemerkte nicht, daß ein ähnlicher Austausch feuriger Blicke zwischen dem jungen Indianer und meiner

Man sah mir nach und ich wagte nicht, ein Lebehoch zu winken, ob schon ein Gefühl der Trauer auf unserm Herzen lastete, — eine Ahnung, daß wir uns auf lange Zeit trennten — vielleicht auf immer.

Ach leider erwies sich diese Ahnung als eine richtige. Drei Tage später war ich schon auf dem Wege nach dem Norden, wo ich als Cadet in die Militairakademie von West Point eintrat. Meine Schwester ward ebenfalls in eins jener Institute gebracht, an welchen die Städte der Puritaner so reich sind.

Es dauerte lange, lange, bevor eins von uns das Blumenland wieder zu Gesichte bekam!

Siebzehntes Kapitel.

West Point.

Die Militairakademie in West Point ist die schönste Schule der Welt. Fürsten und Priester haben hier keine Macht; wahre Kenntniß wird gelehrt und muß gelernt werden bei Strafe der Verbannung. Der Graduirte geht hier als Gelehrter hervor, nicht wie aus Oxford und Cambridge als Papagei einer todten Sprache, als glatter Prosodiker und mechanischer Reimschmied idyllischer Verse, sondern als Kenner lebender Sprachen, als ein Mann, der die Wissenschaft studirt und die Kunst nicht vernachlässigt hat — als Botaniker, Zeichner, Geolog, Astronom, Ingenieur, Soldat — Alles — mit Einem Worte als ein Mann, der für die höheren Pflichten des socialen Lebens taugt, fähig zur Aufsicht und zum Befehlen, eben so wie zum Gehorchen und Vollziehen.

Hätte ich auch eine noch so große Abneigung gegen Bücher gehabt, so hätte ich doch in diesem Institut mich dem Müßiggange nicht hingeben können. In West Point giebt es keinen Dummkopf; hier gilt keine Rücksicht auf Familie und Vermögen. Der Sohn des Präsidenten würde fortgeschickt werden, wenn er nicht im Stande wäre, mit den Uebrigen Schritt zu halten, und aus Furcht vor Schande ward ich gezwungenermaßen ein fleißiger Schüler, der sich mit der Zeit den Beifall seiner Vorgesetzten erwarb.

Die Details der Erfahrung eines Cadetten haben kein großes Interesse. Sie bestehen aus einer Wiederholung eintöniger Pflichten, die in West Point bloß etwas strenger sind als anderwärts und sich dann und wann von dem Slavenleben eines gemeinen Soldaten wenig unterscheiden.

Ich ertrug sie wacker — nicht als ob ich von großem militairischem Ehrgeize besetzt gewesen wäre, sondern bloß von Eifersucht getrieben — ich verschmähetes, der Letzte in meiner Klasse zu sein.

Dennoch aber gab es Zeiten, wo so vieler Zwang etwas Ermüdendes für mich hatte. Ich stellte ungünstige Vergleiche mit dem freien Leben an, an das ich gewöhnt war, und oft fühlte ich Sehnsucht nach Hause — nach dem Walde und der Savanna —

wird die Peitsche emporgehoben — daher die glückliche Laune und die heitere Miene.

Diese angenehmen Bilder sind meiner Erinnerung tief eingegraben. Sie bildeten die *mise-en-scène* meiner frühesten Jugendjahre.

Drittes Kapitel.

Die beiden Jakes.

Jede Pflanzung hat ihren „schlechten Kerl“ — oft mehr als einen, aber stets wenigstens einen, welcher im Bösewuth den Vorrang behauptet. „Der Gelbe Jale“ war der Dämon der unsrigen. Er war ein junger Mulatte von nicht üblem Aeußern, aber von störrigem, verstocktem Charakter. Bei gewissen Gelegenheiten hatte er gezeigt, daß er wilder Grausamkeit fähig war.

Beispiele von solchen Charakteren sind unter Mulatten häufiger als unter Negern. Stolz auf die Farbe von Seiten des gelben Mannes, Vertrauen auf einen höheren Organismus sowohl in intellectuel-
ler als physischer Beziehung, und folglich ein empfindliches Bewußtsein der Ungerechtigkeit seiner her-

abgewürdigten Stellung erklären diesen psychologischen Unterschied.

Was den reinen Neger betrifft, so spielt er selten den gefühllosen Wilden. In dem Drama des menschlichen Lebens ist er das Opfer, nicht der Bösewicht. Gleichviel wo sich der Schauplatz befindet, mag — in seinem Vaterlande oder anderswo — ist er daran gewöhnt worden, die Rolle des Dulders zu spielen, und dennoch ist seine Seele frei von Wildheit oder Groll. In der ganzen Welt giebt es kein gutmüthigeres Herz als das, welches in der Brust des afrikanischen Schwarzen schlägt.

Der Gelbe Jake war niederträchtig, ohne dazu gereizt worden zu sein. Grausamkeit war seiner Gemüthsart angeboren — ohne Zweck angeordnet. Er war ein spanischer Mulatte — das heißt väterlicherseits von spanischem Blute — mütterlicherseits Neger. Sein Vater hatte ihn an den meinen verkauft.

Sklavennutter — Sklavensohn. Die Freiheit des Vaters berührt sein Kind in diesem Falle nicht. Unter den schwarzen und rothen Racen Amerika's folgt das Kind dem Schicksale der Mutter. Nur eine Mutter von kaukasischer Race kann die Mutter weißer Menschen sein.

Es gab auf der Pflanzung noch einen Jakob, daher der unterscheidende Spitzname „Gelber Jake.“

Der andere war der „Schwarze Jafe“ und blos in Bezug auf Alter und Körpergröße bestand eine Aehnlichkeit zwischen den Beiden. Hinsichtlich ihrer Gemüthsart unterschieden sie sich sogar noch mehr von einander, als durch ihre Farbe. Wenn der Gelbe Jafe die bessere Farbe hatte, so hatte dagegen der Schwarze Jafe das leichtere Herz. Ihre Gesichter zeigten einen vollständigen Contrast — den Contrast zwischen einem mürrischen Stirnrunzeln und einem heiteren Lächeln. Die weißen Zähne des Letzteren waren stets in einem Lächeln eingefaßt; der Erstere dagegen lächelte nur, wenn er unter dem Einflusse irgend eines böshafnen Antriebes stand.

Der Schwarze Jafe war ein Virginier. Er war Einer von Jenen, welche schon zu der alten Pflanzung gehörten. Er war mit seinem Herrn fortgezogen und führte jene Bande der Anhänglichkeit, welche in vielen Fällen zwischen Herren und Sklaven bestehen. Er betrachtete sich als ein Mitglied unserer Familie und war stolz darauf, unseren Namen zu tragen. Wie alle in Altvirginien geborenen Neger war er stolz auf seine Geburt. In Bezug auf Rasse behauptet der „Baginny-Nigger“ den Vorrang vor allen andern.

Von seiner Farbe abgesehen war der Schwarze Jafe nicht häßlich. Seine Züge waren so gut wie

die des Mulatten. Er besaß weder die dicken Lippen, noch die platte Nase, noch die zurücktretende Stirn seiner Race — denn diese charakteristischen Kennzeichen sind nicht allgemein. Ich habe Neger von reinem afrikanischem Blute mit vollkommen regelmäßigen Zügen gekannt und ein solcher war der Schwarze Jafe. Was seinen Wuchs betraf, so konnte er für den äthiopischen Apollo gelten.

Es gab eine Person, welche ihn schön fand, schöner als seinen gelben Namensvetter. Diese war die Quadronin Viola, die Schönheit der Pflanzung. Um Viola's Hand hatten die beiden Jafe's sich lange als Nebenbuhler beworben, Beide hatten eifrig gesucht, ihr ein Lächeln abzugewinnen — etwas launenhaft war dieses Lächeln, denn Viola war nicht frei von Koketterie — endlich aber hatte sie eine entschiedene Bevorzugung des Schwarzen Jafe an den Tag gelegt.

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß Eifersucht zwischen dem Neger und dem Mulatten herrschte — von Seiten des Letzteren grimmiger Haß gegen seinen Nebenbuhler, welcher Haß nun durch Viola's Entscheidung noch wilder entflammt ward.

Mehr als einmal hatten die Beiden ihre Kräfte gegen einander gemessen und bei jeder Gelegenheit war der Schwarze Sieger geblieben. Vielleicht ver-

dante er dieser Ursache mehr als seiner persönlichen Erscheinung das Lächeln Viola's. In der ganzen Welt und zu allen Zeiten hat die Schönheit sich vor Muth und Stärke gebeugt.

Der Gelbe Jake war unser Holzhauer; der Schwarze Jake dagegen der Pfleger der Pferde und „Massa's“ Kutscher.

Die Geschichte der beiden Jake's — ihrer Liebe und ihrer Eifersüchteleien — ist eine ganz alltägliche Sache in der *petite politique* des Plantagenlebens. Ich habe sie ausgewählt, nicht wegen eines besonderen Interesses, welches sie besitzen kann, sondern weil sie zu einer Reihe von Ereignissen führte, welche auf meine eigene spätere Geschichte einen wichtigen Einfluß äüßerten.

Das erste dieser Ereignisse war folgendes.

Der Gelbe Jake war, brennend vor Eifersucht über den Erfolg seines Nebenbuhlers, hämisch gegen Viola geworden. Als er ihr zufällig in dem Walde und weit von dem Hause entfernt begegnete, hatte er ihr eine schmachvolle Beleidigung zugefügt. Der Groll hatte ihn rücksichtslos gemacht. Das rechtzeitige Hinzukommen meiner Schwester hatte ihn abgehalten, Gewalt zu gebrauchen, aber die Absicht konnte nicht übersehen werden, und hauptsächlich durch den Einfluß meiner Schwester ward der Mulatte bestraft.

zu sehen und keine Spur von Blut da. Es mußte also nothwendig erdroffelt worden sein.

Und es war auch wirklich erdroffelt worden, wie sich in der Folge ergab. Der Gelbe Jafe hatte es gethan und der Schwarze Jafe hatte ihn dabei gesehen. Von dem Drangenwäldchen aus, wo Letzterer zufällig arbeitete, war er Zeuge des tragischen Auftritts gewesen und seine Aussage hatte für den Mulatten eine zweite Anzahl Peitschenhiebe zur Folge.

Ein drittes Ereigniß folgte dicht auf dieses, ein Streit zwischen dem Neger und dem Mulatten, der bald in Thätlichkeiten ausartete. Er war von dem Pextern gesucht worden, um sich zugleich an seinem Nebenbuhler und dem Augenzeugen seines letzten Verbrechens zu rächen. Dieser Streit endete nicht mit bloßen Schlägen. Der Gelbe Jafe zog mit einem Instinkt, den er von seinem spanischen Vater geerbt, sein Messer und brachte seinem unbewaffneten Gegner eine schwere Wunde bei.

Dies Mal fiel die Strafe härter aus. Ich war selbst höchst aufgebracht, denn der Schwarze Jafe war meine Leibwache und mein Liebling. Obschon seine Haut schwarz und sein Verstand nur wenig ausgebildet war, so machte ihn seine heitere Gemüthsart doch zu einem angenehmen Gesellschafter. Er war in der That der auserwählte Gespieler meines Knaben-

alters — mein Kamerad auf dem Wasser und in dem Walde.

Die Gerechtigkeit verlangte Genugthuung und der Gelbe Jake ward dies Mal sehr hart gezüchtigt. Die Strafe erwies sich abermals als nutzlos. Er war unverbesserlich. Der dämonische Geist war zu stark in ihm — er war ein Theil seiner Natur.

Viertes Kapitel.

Die Hommocks.

Dicht vor der Orangerie befand sich eine jener eigenthümlichen Formationen des Bodens, welche, wie ich glaube, nur in Florida anzutreffen sind.

Ein kreisrundes Becken, gleich einer ungeheuern Zuckersiedepfanne, öffnet sich in der Erde, viele Fuß tief mit einem Durchmesser von fünfzig und mehr Schritten. Auf dem Boden dieses Beckens sieht man mehrere Vertiefungen von der Größe und dem Ansehen gegrabener Brunnen, regelmäßig cylindrischförmig, ausgenommen da, wo die Wände eingefallen sind oder die felsige Scheidewand zwischen ihnen nachgegeben hat, in welchem Falle sie einer ungeheuern Honigwabe mit zerbrochenen Zellen gleichen.

Die Brunnen werden zuweilen trocken gefunden,

häufiger aber befindet sich Wasser auf dem Boden, welches oft auch den großen Behälter selbst anfüllt.

Solche natürliche Becken sind, obschon sie in der Mitte von Ebenen vorkommen, stets theilweise von Anhöhen und einzelnen Massen von muschelhaltigen Felsen umgeben. Alle diese sind von einem immergrünen Dickicht von einheimischen Bäumen, wie zum Beispiel *Magnolia grandiflora*, grünem Lorbeer, *Zanthoxylon*, Lebensleiche, Maulbeerbaum und mehreren Gattungen von Fächerpalmen (Palmetten) bedeckt.

Zuweilen findet man diese schattigen Dickichte unter den Bäumen der Tannenwälder, zuweilen aber zeigen sie sich auch mitten in den grünen Savanna's wie Inseln im Ocean.

Dies sind die Hommocks von Florida — so berühmt in der Geschichte seiner Indianerkriege.

Einer von diesen Hommocks befand sich also dicht außerhalb der Drangerie. Gruppen von Muschelfelsen bildeten einen Halbkreis um seinen Rand und das dunkle Laubwerk der immergrünen Bäume von den obenerwähnten Gattungen bildete die Draperie.

Das in dem Becken enthaltene Wasser war süß und durchsichtig, und weit unten in seinen krystallinen Tiefen sah man goldene und rothe Fische mit gelben

Streifen und viele andere Varietäten, die sich den ganzen Tag über bunt durcheinander tummelten.

Das Becken war in der That ein natürlicher Fischteich und überdies ward es auch als der Familienbadeort benutzt, denn unter der heißen Sonne Florida's ist das Bad eben so sehr ein Bedürfniß als ein Hochgenuß.

Von dem Hause her näherte man sich diesem Wasserbecken vermittelst eines sandigen Weges, der quer durch die Drangerie führte, und einige große flache Steine setzten den Badenden in den Stand, bequem in das Wasser hinabzusteigen. Natürlich ward bloß den weißen Mitgliedern der Familie der Zutritt zu diesem reizenden Heiligthume gestattet.

Außerhalb des Hommock streckten sich die angebauten Felder, bis sie in der Ferne von dunklen Cypressen und weißen Cedernwäldern begränzt wurden — einer Art von undurchdringlichem Morast, welcher das Land meilenweit jenseits bedeckte.

Auf der einen Seite der Plantagenfelder befand sich eine weite Ebene mit Rasen bedeckt und ohne Einhegung irgend einer Art. Dies war die Savanna, eine natürliche Wiese, wo die Pferde und Rinder der Pflanzung weideten. Auch Hehe zeigten sich oft auf dieser Ebene, eben so wie Schwärme von wilden Truthühnern.

517. 2078
27/12/72

Ich stand gerade in dem Lebensalter, wo man die Jagd lieb gewinnen lernt. Wie die meisten jungen Leute der südlichen Staaten, welche wenig Anderes zu thun haben, war die Jagd meine Hauptbeschäftigung und ich liebte sie leidenschaftlich. Mein Vater hatte mir ein Paar prächtige Hunde verschafft, und es war ein Lieblingszeitvertreib von mir, mich in dem Hommock zu verstecken, auf die Rehe und Truthühner, wenn sie sich näherten, zu lauern und sie dann über die Savanna zu hetzen. Auf diese Weise machte ich hinsichtlich beider Wildgattungen manchen Fang, denn das wilde Truthuhn kann mit raschen Hunden sehr leicht niedergehetzt werden.

Die Stunde, zu welcher ich gewohnt war, mich dieser Belustigung zu widmen, war früh am Morgen, noch ehe Jemand von der Familie aufgestanden war. Dies war die beste Zeit, um das Wild auf der Savanna zu finden.

Eines Morgens begab ich mich wie gewöhnlich auf den Anstand in dem Dickicht. Ich kletterte auf einen Felsen, dessen flacher Gipfel mir sowohl als meinen Hunden gestattete, festen Fuß zu fassen. Von diesem hohen Standpunkte aus hatte ich die Aussicht auf die ganze Ebene und konnte jeden Gegenstand beobachten, der sich vielleicht darauf bewegte, während ich selbst vor jeder Beobachtung geschützt war.

Die breiten Blätter der Magnolia bildeten eine Laube um mich herum und ließen eine Oeffnung, durch welche hindurch ich recognosciren konnte.

An diesem besondern Morgen war ich vor Sonnenaufgang angelangt. Die Pferde waren noch in ihren Ställen und die Rinder noch in der Einhegung. Selbst von den Rhen war die Savanna verlassen, wie ich auf den ersten Blick bemerkte. Auf der ganzen weiten Fläche war nicht ein einziges zu sehen.

Ich ärgerte mich ein wenig, als ich dies bemerkte. Die Mutter erwartete an diesem Tage Besuch. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, zum Diner Wildpret zu haben. Ich hatte ihr versprochen, daß sie dessen bekommen sollte, und als ich die Savanna leer sah, fühlte ich mich daher in meiner Erwartung getäuscht.

Ich war aber auch ein wenig überrascht, denn der Anblick war ein sehr ungewöhnlicher. Fast jeden Morgen gab es auf einem oder dem andern Punkte dieses umfangreichen Weideplatzes einige Hirsche oder Rhen.

War schon ein Jäger vor mir dagewesen? Höchst wahrscheinlich. Vielleicht der junge Ringzold von der nächsten Plantage, oder vielleicht einer von jenen indianischen Jägern, welche niemals zu schlafen scheinen.

Ganz gewiß war schon Jemand an Ort und Stelle gewesen und hatte das Wild hinweggeschreckt.

Die Savanna war ein freies Revier, und Jeder, der Lust hatte, konnte darauf jagen oder sein Vieh weiden lassen. Es war ein gemeinsames Terrain, welches keiner einzelnen der Pflanzungen angehörte — noch nicht angekauftes Regierungsland. Ganz gewiß war Ringzold dagewesen, oder auch vielleicht der alte Hidman, der Protokobiljäger, welcher an der Grenze unserer Pflanzung wohnte. Oder war mir vielleicht ein Indianer von dem andern Ufer des Flusses zuvorgekommen?

Durch solche Vermuthungen suchte ich mir die Abwesenheit des Wildes zu erklären.

Ich ärgerte mich. Nun war ich nicht im Stande, mein Versprechen zu halten und es gab zum Diner kein Wildpret. Einen Truthahn erlangte ich vielleicht noch, denn die Stunde, wo diese gejagt wurden, war noch nicht da. Ich hörte sie von den hohen Baumwipfeln rufen — ihr lautes „Krauderkrauder!“ ward deutlich aus der Ferne durch die stille Morgenluft zu mir herübergetragen. Aus diesen machte ich mir aber Nichts — unsere Speisekammer war damit schon reichlich versehen. Ich hatte am Tage vorher ein Paar erlegt. Mehr brauchte ich nicht — aber Wildpret brauchte ich.

Um es mir zu verschaffen, mußte ich nothwendig eine andere Methode als die Hetzjagd versuchen. Ich hatte meine Büchse bei mir; ich konnte eine sogenannte stille Jagd im Walde versuchen oder, noch besser, ich konnte den Weg nach der Hütte des alten Haidman einschlagen. Dieser konnte mir vielleicht aus meiner Verlegenheit helfen. Vielleicht war er schon jagen gewesen. Wenn dem so war, so hatte er ganz gewiß Wildpret nach Hause gebracht. Dann konnte ich mir eine Quantität von ihm verschaffen und mein Versprechen halten.

Die Sonne ließ eben ihre Scheibe am Horizonte hervortreten. Ihre Strahlen trafen die Wipfel der fernen Cypressen, deren hellgrüne Blätter wie vergoldet glänzten.

Ich warf noch einen Blick auf die Savanna, ehe ich von meinem hohen Standpunkte herabstieg. Mit diesem Blicke aber sah ich Etwas, was mich bewog, meinen Entschluß zu ändern und auf dem Felsen zu bleiben.

Eine Heerde Rhee kam von dem Rande des Cypressenwaldes her — an der Ecke, wo der Lattenzaun die Savanna von den angebauten Feldern trennte.

„Ha!“ dachte ich, „die haben sich an den jungen Maispflanzen ein Gütliches gethan!“

Ich richtete meine Augen nach dem Punkte, wo sie, wie ich glaubte, aus den Feldern heraus gekommen waren. Ich mußte, daß an dieser Ecke eine Lücke in der Umzäunung war, die durch bewegliche Querlatten geschlossen werden konnte. Ich konnte sie von meinem Standpunkte aus sehen, bemerkte aber jetzt, daß die Querlatten auch wirklich geschlossen waren. Die Rehe konnten also nicht in den Feldern gewesen sein. Daß sie über den Verschluß oder über den Zaun gesprungen seien, war nicht wahrscheinlich. Der Zaun war sehr hoch und oben mit kreuzweis angebrachten „Reitern“ versehen. Der Lattenverschluß war eben so hoch, wie der übrige Zaun. Die Rehe mußten also wohl aus dem Walde kommen.

Auf diese Wahrnehmung folgte sofort eine andere. Die Thiere rannten sehr schnell, als ob sie durch die Gegenwart eines Feindes beunruhigt würden. War denn ein Jäger hinter ihnen? Der alte Hidman? Ringzold? Oder wer sonst?

Ich schaute begierig hin und ließ meine Augen an dem ganzen Rande des Gehölzes hinschweifen, sah aber eine Weile lang Niemand.

„Ein Luchs oder ein Bär hat sie vielleicht aufgescheucht,“ dachte ich. „Wenn dies der Fall ist, so werden sie nicht weit gehen, dann habe ich noch

Aussicht, mit meinen Hunden Etwas zu erjagen.
Vielleicht —“

Meine Betrachtungen wurden zu einem plötzlichen Ende gebracht, indem ich jetzt wahrte, was die Flucht der Rehe veranlaßt hatte. Es war weder ein Bär, noch ein Luchs, sondern ein menschliches Wesen.

Ein Mann trat eben aus dem dunkeln Schatten der Cypressen hervor. Die Sonne berührte jetzt erst die Wipfel der Bäume, aber es war unten schon hell genug, um die Gestalt eines Mannes zu sehen — ja noch mehr — zu erkennen, wer es war. Es war weder Ringgold, noch Fichman, noch auch ein Indianer. Die Kleidung kannte ich wohl — die blauen Hosen, das gestreifte Hemd, den Palmettohut. Diese Kleidung war die, welche unser Holzhauer trug.

Der Mann war der Gelbe Jate.

Fünftes Kapitel.

Der Mulatte und sein Begleiter.

Nicht ohne einige Ueberraschung machte ich diese Entdeckung. Was machte der Mulatte zu dieser Stunde im Walde? Es war nicht seine Gewohnheit, so fleißig zu sein — im Gegentheile war es stets schwierig, ihn zu seiner Arbeit aufzurütteln. Er war kein Jäger — er fand keinen Geschmack daran. Ich sah ihn nie einem Wild nachgehen, obschon er, weil er fortwährend im Walde war, die Schlupfwinkel und Gewohnheiten jedes darin wohnenden Thieres genau kannte. Was machte er also an diesem Morgen schon außer dem Hause?

Ich blieb auf meinem erhabenen Standpunkte, um ihn zu belauern, während ich auch gleichzeitig das Rothwild im Auge behielt.

Es ward bald klar, daß der Mulatte nicht diesem nachging; denn als er aus dem Walde heraus kam, ging er am Rande desselben hin, und zwar in einer Richtung, welche der, in welcher die Hehe sich bewegten, entgegengesetzt war. Er ging stracks auf die Oeffnung zu, welche in das Maisfeld hineinführte.

Ich bemerkte, daß er sich langsam und in geduckter Haltung bewegte. Es schien mir, als befände sich ein Gegenstand zu seinen Füßen. Es schien ein Hund zu sein, aber ein sehr kleiner. Vielleicht ein Dpossam, dachte ich. Das Thier war von weißlicher Farbe, wie diese Geschöpfe gewöhnlich sind; in so großer Ferne aber konnte ich zwischen einem Dpossam und einem kleinen Hunde nicht unterscheiden. Dennoch glaubte ich, es sei ein Dpossam, welches er im Walde gefangen habe und jetzt an einer Schnur mit sich fortführe.

In all' diesem Benehmen lag durchaus nichts Auffallendes oder Unwahrscheinliches. Der Mulatte hatte vielleicht am Tage vorher eine Dpossamhöhle entdeckt und dem Thiere eine Falle gestellt. Es konnte sich in der Nacht gefangen haben und er war nun damit auf dem Heimwege.

Das Einzige, was mich überraschte, war, daß der Kerl Jäger geworden war; doch erklärte ich mir

dies durch eine anderweite Hypothese. Ich besann mich, wie gern die Neger das Fleisch des Dpossums essen, und der Gelbe Bate machte keine Ausnahme von dieser Regel. Vielleicht hatte er am Tage vorher gesehen, daß dieses mit leichter Mühe zu erlangen war, und beschloß, sich diesen Vrat zu verschaffen.

Aber warum transportirte er es nicht auf geeignete Weise? Er schien es zu führen oder vielmehr zu zerrn — denn ich wußte, daß dieses Thier sich nicht führen läßt, und dann und wann bemerkte ich, daß er sich darauf niederbeugte, wie um es zu lieben.

Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Ein Dpossum konnte es nicht sein.

Ich beobachtete den Mulatten scharf, bis er der Oeffnung des Zauns gegenüber kam. Ich erwartete, ihn über die Ratten steigen zu sehen, weil der nächste Weg nach dem Hause durch das Maisfeld führte. Allerdings ging er in das Feld hinein; zu meinem Erstaunen aber sah ich ihn, anstatt nach der gewöhnlichen Weise darüber klettern, eine Latte nach der andern herausziehen, bis zu der allertiefsten. Ueberdies bemerkte ich auch, daß er die Ratten auf die Seite warf, so daß die Lücke vollständig offen blieb.

Dann ging er hindurch, bewegte sich in derselben

geduckten Haltung in den Mais hinein und verschwand hinter den breiten Salmen der jungen Maispflanzen.

Eine Weile sah ich Nichts mehr von ihm oder dem weißen Gegenstande, den er auf so eigenthümliche Weise hinter sich herzerzte.

Ich wendete meine Aufmerksamkeit den Rhen zu.

Diese hatten ihren Schrecken vergessen und ziemlich in der Mitte der Savanna Halt gemacht, wo sie jetzt ruhig weideten.

Aber ich konnte nicht umhin, über diese sonderbaren Manöuvres nachzudenken, deren Augenzeuge ich so eben gewesen, und abermals richtete ich meine Augen nach dem Platze, wo ich den Mulatten zuletzt gesehen.

Er war immer noch unter den Maispflanzen. Ich konnte Nichts von ihm sehen, aber in diesem Augenblicke ruheten meine Augen auf einem Gegenstande, der sie mit neuer Ueberraschung erfüllte.

Gerade an dem Punkte, wo der Gelbe Jafe aus dem Walde heraus gekommen war, bewegte sich jetzt etwas Anderes und kam ebenfalls auf die offene Savanna heraus.

Es war ein dunkler Gegenstand, und nach seiner zur Erde niedergebeugten Stellung schien es ein

Mann zu sein, der auf den Händen vorwärts kroch und die Beine nachschleppte.

Einige Augenblicke lang glaubte ich wirklich, es sei ein Mensch — nicht ein weißer Mann — sondern ein Neger oder ein Indianer. Die Taktik war indianisch, aber wir lebten in Frieden mit diesen Leuten, und warum hätte einer von ihnen auf diese Weise dem Mulatten nachspüren sollen? Ich sage: nachspüren, denn die Haltung und Bewegungen, mochte nun das Geschöpf, welches ich sah, sein, was es für eines wollte, verriethen deutlich, daß es genau denselben Weg verfolgte, welchen der Gelbe Jake so eben gegangen war.

War es der Schwarze Jake, der ihm nachschlich?

Dieser Gedanke drängte sich mir plötzlich auf. Ich entsann mich der Blutrache, welche zwischen ihnen bestand. Ich gedachte des Kampfes, bei welchem der Gelbe Jake von seinem Messer Gebrauch gemacht. Allerdings war er gestraft worden, aber nicht von dem Schwarzen Jake selbst. Suchte der Letztere sich jetzt persönlich zu rächen?

Dies hätte als die leichteste Erklärung des Auftritts, welcher mich so verblüffte, gelten können, wenn es nicht sehr unwahrscheinlich gewesen wäre, daß der Schwarze auf solche Weise handeln würde. Ich konnte nicht glauben, daß der edelmüthige Neger auf gemeine

Weise sich wieder abzufinden suchen würde, wie rachsüchtig er sich auch gegen einen Menschen fühlen mochte, der ihn auf so meuchlerische Weise angegriffen. Es stimmte dies nicht mit seinem Charakter überein.

Nein. Er konnte es nicht sein, der so aus dem Gebüsch herausgetroffen kam.

Weder er, noch sonst Jemand.

In diesem Augenblicke blitzte die goldene Sonne über die Savanna. Ihre Strahlen streiften den grünen Rasen und beleuchteten die Bäume bis zu den Wurzeln herab. Die dunkle Gestalt kam aus dem Schatten heraus und nahm die Richtung nach dem Maisfelde. Der lange zur Erde niedergebeugte Körper glitzerte in der Sonne wie ein Schuppenpanzer!

Nun war er leicht zu erkennen. Es war kein Neger — kein Indianer — überhaupt kein Mensch, sondern die scheußliche Gestalt eines Alligators!

Sechstes Kapitel.

Der Alligator.

Für Jemanden, der an den Ufern eines Flusses von Florida erzogen — ich möchte fast sagen, geboren worden, liegt in dem Anblicke eines Alligators nichts sehr Merkwürdiges. Auch nicht etwas sehr Schreckliches, denn so häßlich der große Saurier auch ist — sicherlich ist seine Gestalt die widerwärtigste in dem ganzen Thierreiche — so wird er doch von denen, welche ihn am besten kennen, am wenigsten gefürchtet. Dennoch aber nähert man sich ihm selten ohne ein gewisses Gefühl von Furcht. Wer seinen Schlupfwinkeln und Gewohnheiten fremd ist, verabscheut und flieht ihn, und selbst der Eingeborene — mag er ein Rother, ein Weißer oder ein Schwarzer sein — dessen Heimath an den Sumpf und die Lagune

grenzt, nähert sich dieser riesigen Eidechse mit Vorsicht.

Einige Stubengelehrte haben behauptet, daß der Alligator den Menschen nicht angreife, und dennoch geben sie zu, daß er Pferde und Hornvieh zerreiße. Eine gleiche Behauptung wird hinsichtlich des Jaguars und des Vampyrs aufgestellt.

Seltene Behauptungen im Angesichte von tausend Zeugnissen, welche das Gegentheil beweisen!

Allerdings ist es wahr, daß der Alligator den Menschen nicht alle Mal angreift, wenn eine Gelegenheit sich dazu darbietet; dies thut auch der Löwe, ja sogar der Tiger nicht — aber selbst der falsche Buffon würde kaum so kühn sein, zu behaupten, der Alligator sei unschädlich.

Wenn man eine Liste von den menschlichen Wesen aufstellen könnte, welche seit den Tagen Columbus' der Gefräßigkeit dieses Thieres zum Opfer gefallen sind, so würde eine enorme Zahl heraus kommen, ganz gewiß eben so groß wie die der in demselben Zeitraume durch den indischen Tiger oder afrikanischen Löwen gefallenen Opfer. Humboldt erhielt während seines kurzen Verweilens in Südamerika Kenntniß von vielen derartigen Fällen, und ich für meine Person kenne mehr als einen Fall von wirklichem Tode und viele von zerrissenen Glied-

maßen in Folge der Thätigkeit der Kiunladen des amerikanischen Alligators.

Es giebt viele Gattungen, sowohl von dem Kaiman oder Alligator als von dem eigentlichen Krokodil, in den Gewässern des tropischen Amerika. Sie sind mehr oder weniger wild und daher rührt der Unterschied in den Erzählungen der Reisenden hinsichtlich ihrer Gefährlichkeit. Sogar eine und dieselbe Gattung in zwei verschiedenen Flüssen ist nicht immer von einerlei Disposition. Diese wird durch äußere Umstände bestimmt, eben so wie dies auch bei andern Thieren der Fall ist. Größe, Klima, Kolonisation, Alles äußert seine Wirkung, und was vielleicht noch sonderbarer erscheint, ihre Gefährlichkeit richtet sich nach dem Charakter der Menschenrace, welche zufällig in ihrer Nähe wohnt!

In manchen der südamerikanischen Flüsse, deren Ufer die Heimath des schlechtbewaffneten trägen Indianers sind, zeigen sich die Kaimans außerordentlich kühn, und es ist gefährlich, sich ihnen zu nähern. Gerade so waren ihre Vettern, die Alligatoren des Nordens, bis der rüstige Hinterwäldler mit seiner Art in der einen und die Büchse in der andern Hand sie lehrte, die aufrechte Gestalt zu fürchten — ein Beweis, daß diese kriechenden Geschöpfe einen gewissen Grad von Verstand besitzen.

Selbst noch diese Stunde kann man sich in vielen der Sümpfe und Ströme Florida's ausgewachsenen alten Alligatoren nicht ohne Gefahr nähern. Dies ist besonders der Fall während der Brunstzeit, und noch mehr da, wo diese Reptilien fern von menschlichen Wohnungen angetroffen werden. In Florida giebt es Flüsse und Lagunen, wo ein Schwimmer nicht mehr Aussicht hätte, leben zu bleiben, als wenn er sich in ein Meer voll Haifische stürzte. Trotz alldiesem aber bringt die Gewohnheit den Menschen so weit, daß er selbst wirkliche Gefahr als etwas Unerhebliches betrachtet, besonders wenn diese Gefahr fast ununterbrochen ist, und der Bewohner des Cypressen- und Sebernsumpfes ist gewohnt, die Drohung des häßlichen Alligators ohne große Gemüthsbewegung zu betrachten. Den Eingeborenen von Florida ist seine Anwesenheit nichts Neues und das Kommen oder Gehen des Thieres erregt blos geringes Interesse, ausgenommen vielleicht in dem Herzen des schwarzen Mannes, der das Fleisch des Schwanzes genießt, oder des Alligatorjägers, welcher vom Verkauf der Haut lebt.

Das Erscheinen eines solchen Thieres am Rande der Savanna würde daher mir weiter nicht aufgefallen sein, wenn es nicht wegen seiner eigenthümlichen Bewegungen eben so wie derer geschehen wäre,

die ich so eben auf Seiten des Mulatten bemerkt. Ich konnte nicht umhin, zu glauben, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen beiden bestünde — auf alle Fälle schien es gewiß, daß das Krokodil dem Menschen folgte!

Ob es ihn sah, oder ob es seiner Witterung folgte, konnte ich nicht sagen. Ich glaubte, das Letztere sei der Fall, denn der Mulatte war unter die Maispflanzen hinein, ehe der Alligator außerhalb des Gehölzes erschien, und er konnte ihn kaum gesehen haben, als er die Richtung nach der Oeffnung des Zaunes nahm.

Allerdings war es wohl möglich, aber ich glaubte es nicht. Viel wahrscheinlicher folgte es der Spur; aber ob das Thier fähig sei, dies zu thun, überlegte ich weiter nicht.

Weiter kroch es über den Rasen — über die Ecke der Wiese hinweg und immer direct auf dem Wege, welchen der Mann genommen. Dann und wann machte es Halt, drückte seine Brust platt gegen die Erde und blieb einige Secunden lang in dieser Stellung, als ob es ausruhete. Dann hob es seinen Körper beinahe eine Elle hoch und bewegte sich mit anscheinender Begier weiter vorwärts, als ob es einer ihn voranschreitenden anziehenden Gewalt gehorchte.

Der Alligator kommt auf trockenem Boden nur langsam vorwärts — nicht schneller als eine Ente oder Gans. Das Wasser ist sein eigentliches Element, wo er sich fast mit der Schnelligkeit des Fisches bewegt.

Endlich erreichte er die Zaunlücke und nach einer abermaligen Pause zog er seinen langen, dunkeln Körper in die Einhegung hinein. Ich sah ihn unter die Maispflanzen gerade an dem Punkte hineinfrieden, wo der Mulatte verschwunden war. Natürlich war er nun meinen Blicken ebenfalls entzogen.

Ich zweifelte nicht länger, daß das Ungeheuer dem Manne folge, und eben so überzeugt war ich, daß der Letztere wußte, daß es ihm folgte!

Wie konnte ich auch an einer oder der andern dieser Thatsachen zweifeln? Von der erstern war ich Augenzeuge; von der andern hatte ich umständliche Beweise. Die eigenthümlichen Stellungen und Gebärden des Mulatten, sein Herausziehen der Latten und Offenlassen der Lücke; sein wiederholtes Umschauen, welches ich bemerkt hatte, während er den freien Platz überschritt — dies waren meine Beweise, daß er wußte, wer hinter ihm herkam — daß er es ganz unzweifelhaft wußte.

Aber meine Ueberzeugung im Bezug auf diese beiden Punkte trug durchaus nicht dazu bei, das

Geheimniß aufzuklären — denn ein Geheimniß war es geworden. Ohne Zweifel ward der Alligator durch irgend Etwas nachgelockt, welchem er anscheinend nicht im Stande war, zu widerstehen. Sein begieriges Weiterkriechen war ein augenscheinlicher Beleg dazu und bewies, daß der Mann irgend einen Einfluß auf das Thier ausübte, wodurch es immer weiter gefördert ward. Worin aber bestand dieser Einfluß? Lockte der Mulatte das Thier durch einen Zauber Obeah's?

Ein abergläubischer Schauer bemächtigte sich meiner, während ich mir diese Frage vorlegte. Ich hatte in diesem Augenblicke wirklich solche Ideen. Unter Afrikanern aufgewachsen, wie ich war, in den Armen mancher schwarzen Amme gewiegt, vielleicht aus ihrer Brust genährt, war es nicht zu verwundern, wenn mein junges Gemüth von dem Aberglauben Bonny's und Benie's angesteckt war. Ich wußte, daß es Alligatoren in dem Cypressensumpfe — in den entlegeneren Stellen desselben einige von ungeheurer Größe gab; wie es aber der Gelbe Bafe angefangen hatte, eins derselben herauszulocken und es zu bewegen, daß es ihm über das trockene angebaute Feld folgte, dies war ein Räthsel, welches ich mir nicht erklären konnte. Ich konnte mir keine natürliche Ursache denken und sah mich daher genöthigt,

zu den Regionen des Zauberhaften und Unnatürlichen meine Zuflucht zu nehmen.

Ich stand lange da und schaute verwundert zu. Die Rehe waren gänzlich aus meinen Gedanken verschwunden. Sie weideten unbeachtet. Ich war zu sehr von den geheimnißvollen Bewegungen des Mulatten und seines amphibischen Nachfolgers in Anspruch genommen.

Siebentes Kapitel.

Der Schildkrötentümpel.

- So lange sie in dem Maisfelde blieben, sah ich weder von dem Einen noch von dem Andern Etwas. Die Richtung meines Blickes war im Verhältnisse zu den Reihen der Halme ein wenig schräg. Der Mais war schon hoch aufgeschossen und seine langen Halme und breiten, lanzenförmigen Blätter würden den Kopf eines Mannes zu Pferde überragt haben. Ein Dickicht von immergrünen Bäumen wäre für das Auge nicht undurchdringlicher gewesen.

Wenn ich ein wenig rechts gegangen wäre, so wäre ich in gerade Linie mit den Maisreihen gekommen und hätte weit zwischen ihnen hinabschauen können.

Dies aber hätte mich aus meiner schützenden Laube herausgeführt und der Mulatte hätte dann vielleicht mich gesehen. Aus gewissen Gründen wünschte ich jedoch nicht, daß er dies thun möchte, und ich blieb, wo ich bisher gestanden hatte.

Ich war überzeugt, daß der Mann immer noch weiter in das Feld hineinging und endlich wieder auf den freien Raum herauskommen müsse.

Ein Indigofeld lag zwischen dem Hommod und dem Maisfelde. Um sich dem Hause zu nähern, hätte er durch dieses Indigofeld passiren müssen, und da die Pflanzen nicht viel über zwei Fuß hoch waren, so hätte ich nicht verfehlen können, ihn zu bemerken, während er hindurch gekommen wäre. Ich wartete daher mit einem Gefühle von neugieriger Erwartung, während meine Gedanken immer noch einen Anflug von Aberglauben hatten.

Er kam langsam vorwärts — sehr langsam, aber ich wußte, daß er vorwärts ging. Ich konnte seine Fortbewegung an einem gelegentlichen Schwanken verfolgen, welches ich unter den Blättern und Quasten des Maises bemerkte.

Der Morgen war still. Kein Lüftchen rührte sich und demzufolge mußte diese Bewegung der Maishalme durch Jemanden verursacht werden, der

durch sie hindurchschritt — natürlich durch den Mulatten selbst.

Dasselbe weiter zurück bemerkbare Schwanken verrieth, daß der Alligator immer noch folgte.

Wieder und wieder bemerkte ich diese Bewegung unter den Maishalmen. Es war augenscheinlich, daß der Mann nicht der Richtung der Reihen folgte, sondern sich in schräger Richtung hindurch bewegte!

Zu welchem Zwecke? Ich konnte es nicht errathen. Jeder der Zwischenräume hätte ihn nach dem Hause geführt — wohin er sich nach meiner Meinung zu begeben beabsichtigte. Warum sollte er daher einen schwierigeren Weg einschlagen?

Erst später entdeckte ich den Zweck, den er bei dieser zickzackförmigen Bewegung hatte. Er war nun fast bis an den andern Rand des Maisfeldes gelangt. Das Indigofeld war nicht sehr breit und er war schon so nahe, daß ich das Rascheln der Maishalme hören konnte, so wie dieselben an einander schlügen.

Jetzt hörte ich aber auch noch einen andern Ton. Er glich dem Heulen eines Hundes. Ich hörte ihn wieder und nach einem Zwischenraume abermals. Es war nicht die Stimme eines völlig ausgewachsenen Hundes, sondern mehr das matte Gewinsel eines jungen.

Anfangs glaubte ich, diese Töne rührten von dem Alligator her, denn diese Thiere geben solche Töne von sich, aber bloß so lange sie jung sind. Das, welches dem Mulatten folgte, war völlig ausgewachsen und das Gewinsel konnte daher nicht von ihm herrühren. Ueberdies kamen die Töne auch von einem Punkte, der mir näher war — von der Stelle, wo der Mulatte selbst sich bewegte.

Nun fiel mir wieder der weiße Gegenstand ein, den ich bemerkt hatte, als der Mulatte die Ecke der Savanna überschritt. Es war also nicht ein Dpoffum, sondern ein junger Hund.

Ja, ich hörte den Ton wieder — es war das Winseln eines jungen Hundes — nichts Anderes.

Wenn ich aber auch an dem Zeugnisse meiner Ohren gezweifelt hätte, so würden doch meine Augen mich bald überzeugt haben, denn gerade in diesem Augenblicke sah ich den Mann aus dem Mais mit einem Hunde an seiner Seite herauskommen — einem kleinen weißen Spitze, der noch ziemlich jung zu sein schien. Er führte das Thier an einer Schnur und schleppte es halb hinter sich her. Ich sah nun den Mann ganz deutlich und überzeugte mich, daß es wirklich unser Holzhauer, der Gelbe Tafe war.

Ehe er aus dem ihn bergenden Maisfelde herauskam, machte er einen Augenblick lang Halt, als

ob er das vor ihm liegende Terrain recognosciren wollte. Er war auf seinen Füßen und in aufrechter Stellung. Welchen Beweggrund er auch haben mochte, sich zu verbergen, so brauchte er doch unter den hohen Maispflanzen sich nicht zusammen zu ducken. Der Indigo dagegen versprach keinen so guten Schutz und er überlegte augenscheinlich, wie er hindurchkommen sollte, ohne bemerkt zu werden.

Offenbar hatte er einen Beweggrund, sich zu verbergen — alle seine Bewegungen bewiesen dieß — aber zu welchem Zwecke, konnte ich nicht errathen.

Der Indigo war von der Art, welche unter dem Namen des „falschen Guatemala“ bekannt ist. Es gab mehrere Gattungen, die auf der Plantage gebaut wurden, dieser aber wuchs am höchsten, und einige der Pflanzen, jetzt in ihrer vollkommenen purpurnen Blüthe, überragten die Bodenfläche um beinahe drei Fuß. Ein Mann, der in aufrechter Haltung hindurchgegangen wäre, hätte natürlich von jedem Punkte des Feldes aus gesehen werden können; aber es war möglich, sich so zu ducken, daß er un bemerkt durch die Reihen hindurch gehen konnte.

Diese Möglichkeit schien auch dem Holzhauer einzufallen, denn nach einer kurzen Pause warf er sich auf Hände und Kniee nieder und begann durch den Indigo weiter zu kriechen.

Hier hatte er keine Umzäunung zu passieren. Die angebauten Felder waren alle von einer einzigen großen Einhegung umschlossen und nur eine offene Furche bildete die Scheidelinie zwischen den beiden Pflanzenarten.

Hätte ich mich mit dem Felde in gleicher Ebene befunden, so wäre der Schleicher jetzt meinen Blicken entzogen gewesen; mein erhöhter Standpunkt aber befähigte mich, in die Zwischenräume der Reihen hineinzusehen, und ich konnte jede Bewegung beobachten, die er machte.

Dann und wann blieb er stehen, hob den Hund in die Höhe und hielt ihn einige Secunden lang in den Händen, während welcher Zeit das Thier fortfuhr zu heulen, als ob es Schmerzen empfände. Als er näher kam und diese Operation wiederholte, sah ich, daß er den Hund in die Ohren knipp!

Fünfundzwanzig Schritte hinter ihm zeigte sich die große Eidechse, welche jetzt aus dem Mais herauskam. Sie machte auf dem freien Plage kaum eine Pause, sondern folgte beharrlich der Spur und kroch unter den Indigo hinein.

In diesem Augenblicke ging mir ein Licht auf. Ich dachte nicht mehr an die Zaubermacht Obeah's.

Das Geheimniß war gelöst — der Alligator ward durch das Winseln des Hundes vorwärts gelockt.

Ich hätte schon eher daran denken können, denn ich hatte schon früher davon gehört. Ich hatte aus guter Quelle — von dem Alligatorjäger selbst, der sie oft durch diesen Köder gefangen — vernommen, daß diese Thiere einem heulenden Hunde meilenweit durch den Wald folgen und daß besonders die alten Männchen dieser Gewohnheit ergeben sind. Siskman glaubte, daß sie die Stimme des Hundes fälschlich für die ihrer eigenen Kinder hielten, welche von diesen unnatürlichen Eltern begierig verschlungen werden.

Abgesehen aber von diesem ungeheuerlichen Gange ist es eine wohlbekannte Thatsache, daß Hunde die Lieblingsbeute des Alligators sind, und der unglückliche Spürhund, der sich, vom Eifer der Jagd getrieben, durch einen Bach oder eine Lagune wagt, ist sicher, von diesen häßlichen Amphibien angegriffen zu werden.

Der Alligator ward sonach durch die Stimme des Hundes vorwärts gelockt, und dies erklärte die große Ueberlandreise, welche er machte.

Nun bestand kein Geheimniß mehr — wenigstens nicht in Bezug auf die Art und Weise, auf welche der Alligator weiter gelockt ward.

Das Einzige, was noch zu erklären war, be-

stand darin: Welchen Beweggrund hatte der Mulatte, dieses eigenthümliche Manövre auszuführen?

Als ich ihn sich auf Hände und Kniee niederwerfen sah, glaubte ich, er thäte dies, um sich dem Hause zu nähern, ohne bemerkt zu werden.

Während ich aber fortfuhr, ihn zu belauern, ward ich anderer Meinung. Ich bemerkte, daß er öfter und mit größerer Unruhe hinter sich schaute, als ob er blos wünschte, den Augen des Alligators verborgen zu bleiben. Auch bemerkte ich, daß er häufig die Richtung wechselte, als ob er beabsichtigte, einen Schirm von den Pflanzen zwischen sich und dem ihm folgenden Alligator zu haben.

Daraus erklärte sich auch seine zickzackförmige Bewegung durch die Maispflanzen, von der ich bereits gesprochen.

Im Grunde genommen war es also vielleicht nur ein wunderlicher Einfall, welcher dem Mulatten in den Kopf gekommen war. Er hatte diese seltsame Mode, den Alligator aus seinen Schlupfwinkeln zu locken, gelernt — vielleicht hatte der alte Hiäman ihm gezeigt wie — oder er war auch beim Holzhauen in den Sümpfen durch eigene Beobachtung dahintergekommen.

Führte er aber das Krokodil aus irgend einem, excentrischen Beweggrunde nach dem Hause? — Um

es seinen Kameraden zu zeigen? oder um einen Kampf zwischen demselben und den Haushunden herbeizuführen? — oder aus einem andern ähnlichen Grunde?

Ich konnte seine Absicht nicht errathen und würde weiter nicht daran gedacht haben, wenn nicht einige kleine Umstände gewesen wären, die einen Eindruck auf mich gemacht hätten.

Ich ward von der eigenthümlichen Mühe betroffen, welche der Bursche sich gab, seine Absicht mit Erfolg auszuführen. Er sparte weder Mühe noch Zeit. Allerdings war heute kein Arbeitstag auf der Pflanzung. Es war Feiertag und die Zeit war fein; aber es war nicht die Gewohnheit des Gelben Bats, so früh sich aufzumachen, und die Mühe, die er sich gab, stimmte mit seiner sonstigen Trägheit durchaus nicht überein. Irgend ein starker Beweggrund mußte ihn zu diesem Manövre angetrieben haben. Aber welcher ein Beweggrund war dies?

Ich dachte darüber nach, aber konnte es nicht ergründen.

Und dennoch fühlte ich Unruhe, während ich ihn belauerte. Es war ein unklares Gefühl und ich konnte keinen Grund dafür angeben — angenommen die Thatsache, daß der Mulatte ein schlechter Kerl war, und ich wußte, daß man ihm fast jede

Berruchtheit zutrauen konnte. Wenn aber seine Absicht eine schlechte war, welche böse That konnte er mit dem Alligator ausführen? Niemand fürchtete ein solches Thier auf trockenem Lande; es konnte Niemandem Schaden zufügen.

So dachte ich nach und immer noch fühlte ich einige unbestimmte Befürchtungen.

Ohne dieses Gefühl hätte ich jedenfalls darauf verzichtet, seine Bewegungen weiter zu beobachten, und meine Aufmerksamkeit lieber der Rehheerde zugewendet, welche, wie ich jetzt bemerkte, die Savanna herauftkam und sich dem Orte meines Verstecks immer mehr näherte.

Ich widerstand aber der Versuchung und fuhr fort, den Mulatten ein wenig länger zu beobachten.

Ich blieb nun nicht lange mehr in Ungewißheit.

Er war jetzt an dem äußern Rande des Hommock angelangt, welchen er aber nicht betrat. Ich sah ihn um das Dickicht herumbiegen und seinen Weg nach der Drangerie weiter fortsetzen. Es war ein Pförtchen an dieser Ecke, welches er passirte und dann hinter sich offen ließ. In kurzen Zwischenräumen nöthigte er den Hund immer noch, sein unfreiwilliges Gewinsel auszustoßen.

Er brauchte jetzt nicht mehr sehr laut zu heulen, denn der Alligator war jetzt dicht hinter ihm. Ich

hatte einen vollen Ueberblick über das Ungeheuer, als es unter meinem Standpunkte vorüberkroch. Es war keines von den größten, obschon es mehrere Ellen lang war. Es mochte von der Schnauze bis zur äußersten Schwanzspitze zwölf Fuß messen. Es tatschte mit seinen breiten Schwimmsfüßen auf den Boden, als es so weiter kroch. Seine runzlige Haut von bläulich-brauner Farbe war mit schlüpfrigem Schleime bedeckt, welcher in der Sonne gлизerte, und große Massen Sumpfschlamm hingen in den Vertiefungen zwischen seinen länglich viereckigen Schuppen.

Es schien sehr aufgereggt zu sein, und so oft es die Stimme des Hundes hörte, zeigte es neue Symptome von Wuth. Es richtete sich auf seinen muskelstarken Armen in die Höhe, hob den Kopf hoch empor — als ob es seine Beute sehen möchte — peitschte mit seinem Schwanz die Luft und ließ seinen Körper fast auf das Doppelte seiner natürlichen Dimensionen anschwellen.

Gleichzeitig ließ es aus seiner Kehle und seinen Rüstern ein lautes Geräusch hören, welches dem Rollen fernen Donners glich, und sein Moschusgeruch erfüllte die Luft mit einem Dunste, welcher fast Uebelkeit erregte.

Ein scheußlicheres Geschöpf konnte man sich

kaum denken. Selbst der fabelhafte Drache hätte keinen entsetzlicheren Anblick darbieten können.

Ohne anzuhalten, schleppte es seinen langen Körper durch das Thor, immer noch der Richtung des Winkels folgend. Die Blätter der Bäume traten nun dazwischen und entzogen das fürchterliche Thier meinen Blicken.

Ich wendete mein Gesicht nach der entgegengesetzten Richtung — nach dem Hause — um die ferneren Bewegungen des Mulatten zu überwachen.

• Von meinem Standpunkte aus hatte ich die Aussicht auf den Wasserbehälter und konnte ziemlich Alles sehen, was denselben umgab. Die innere Seite war ganz besonders meinen Blicken ausgesetzt, weil sie gegenüber lag und man sich ihr nur durch die Drangerie nähern konnte.

Zwischen dem Wäldchen und dem Rande des großen Beckens befand sich ein offener Zwischenraum. Hier war ein künstlicher Teich von nur wenigen Ellen Breite angebracht, der nicht viel Wasser enthielt, welches mittelst einer Pumpe aus dem Hauptbehälter hierher befördert ward. Dieser Teich oder vielmehr diese Einhegung war der „Schildkrötentümpel,“ ein Ort, an welchem Schildkröten gefüttert oder gehegt wurden, um stets zum Verspeisen bei der Hand zu sein. Mein Vater hatte die Gewohnheiten der vir-

ginischen Gastfreundschaft beibehalten und in Florida sind dergleichen Delikatessen mit leichter Mühe zu erlangen. Die Erhöhung dieses Schildkrötentümpels bildete den geraden Weg nach dem Wasserbecken, und als ich mich umdrehete, sah ich den Gelben Jake darauf und eben im Begriffe, sich dem Teiche zu nähern. Er trug den Hund noch auf seinem Arme, und ich sah, daß er ihn zwang, ein fortwährendes Geheul auszustößen.

Als er die hinabführenden Stufen erreichte, stand er einen Augenblick still und schaute zurück. Ich bemerkte, daß er in beiderlei Richtung zurückschauete, — erstens nach dem Hause und dann mit zufriedener Miene in der Richtung, woher er gekommen war. Ohne Zweifel sah er den Alligator dicht in der Nähe; denn ohne weiter zu zögern, schleuderte er den Hund weit hinüber in das Wasser, zog sich dann längs der Einfassung des Schildkrötentümpels zurück, schlich rasch unter die Orangenbäume hinein und war nun nicht mehr sichtbar.

Der auf diese Weise plötzlich in den kalten Wasserbehälter geworfene Hund fuhr fort, ununterbrochen zu heulen, indem er zugleich das Wasser heftig mit den Füßen schlug, um sich schwimmend zu erhalten.

Seine Bemühungen waren von kurzer Dauer. Der nun von dem ihm wohlbekannten Geräusche des

plätschernden Wassers sowohl, als von dem Geheule des Hundes geleitete Alligator kroch rasch bis an den Rand und sprang, ohne einen Augenblick zu zögern, vorwärts in den Teich hinein. Pfeilschnell schoß er bis in die Mitte, faßte das arme Opfer zwischen seinen knöchigen Kinnladen und tauchte augenblicklich unter.

Ich konnte eine Zeitlang seine ungeheuerliche Gestalt weit unten in dem durchsichtigen Wasser sehen; es dauerte jedoch nicht lange, so ging er, von seinem Instinkte geleitet, in einen der tiefen Brunnen hinein, in dessen Dunkelheit er den Blicken entschwand.

Achtes Kapitel.

Die Königsfeier.

„Also, mein gelber Freund, das ist Deine Absicht! — Du willst Rache nehmen. Ich werde Dich dafür büßen lassen, Du heimtückischer Schurke! Du ahntest nicht, daß Du beobachtet wurdest. Ha! Du sollst diese satanische List bereuen, noch ehe es Abend wird.“

So ungefähr sagte ich bei mir selbst, sobald ich die Absicht des von dem Mulatten ausgeführten Manövrès begriffen hatte — denn nun verstand ich es — wenigstens glaubte ich es.

Der Behälter war mit schönen Fischen angefüllt. Es waren Gold- und Silberfische, rothe Forellen und dergleichen darin. Sie waren die besonderen Lieblinge meiner Schwester. Sie liebte sie sehr. Es

war ihre Gewohnheit, sie täglich zu besuchen, sie zu füttern und ihrem lustigen Treiben zuzusehen. Manchem so im Wasser aufgeführten Cotillon hatte sie zugesehen; die Fische kannten sie, folgten ihr rings um den ganzen Behälter herum und nahmen ihr das Futter aus den Fingern. Es machte ihr großes Vergnügen, sie auf diese Weise zu füttern.

Hierin lag die Rache. Der Mulatte wußte wohl, daß der Alligator sich von Fischen nährt — sie sind sein natürliches Futter — und daß die in dem Bassin, eingeschlossen wie sie waren, bald seine Beute werden müßten. Ein so starker Tyrann mußte bald den Behälter verheeren, die hilflosen Geschöpfe zu Duzenden verschlingen — natürlich zum Kummer und Schmerz ihrer sie liebenden Herrin und zur Freude des Gelben Jafe.

Ich wußte, daß der Kerl meine kleine Schwester haßte. Die muthige Rolle, welche sie gespielt, als sie wegen seines Vergehens gegen Viola auf seine Bestrafung drang, hatte seinen Groll gegen sie entzündet; seit dieser Zeit aber waren noch einige andere kleine Vorfälle hinzugekommen, welche diesen Groll noch mehr angefacht hatten. Sie hatte die Bewerbung seines Nebenbuhlers bei der Quadronin begünstigt und dem Holzhauer verboten, sich Viola in ihrer Gegenwart zu nähern.

Diese Umstände hatten den Kerl natürlich ihr sehr feindselig gemacht, und obschon er sich äußerlich davon Nichts merken ließ — er durfte es nicht wagen — so kannte ich nichtsdestoweniger diesen Umstand recht wohl. Er hatte es schon durch das Erdrosseln des jungen Rehes bewiesen und die jezige That war ein neues Beispiel von der unverföhnlichen Gestinnung dieses Menschen.

Er berechnete, daß der Alligator bald eine große Niederlage unter den Fischen anrichten würde. Natürlich wußte er, daß das Unthier mit der Zeit entdeckt und getödtet werden würde, wahrscheinlich aber nicht eher, als bis viele von den schönsten Fischen vernichtet wären.

Niemand würde je sich Etwas davon träumen lassen, daß ein solches Ungeheuer hierher gebracht worden sei, denn bei mehr als einer Gelegenheit hatten Alligatoren den Weg in den Fischbehälter gefunden, nachdem sie sich aus dem Flusse oder den benachbarten Lagunen verirrt, oder vielmehr durch einen unerklärlichen Instinct geleitet worden, welcher diese Geschöpfe in den Stand setzt, in gerader Richtung auf das Wasser loszumarschiren.

So, dachte ich, waren die Absichten und Muthmaßungen des Selben Tage.

Später erwies sich, daß ich seinen Plan nur

halb ergründet hatte. Ich war zu jung und zu unschuldig, um die schwarze Bosheit auch nur zu errathen, deren das Menschenherz fähig ist.

Mein erster Impuls war, dem Mulatten nach dem Hause zu folgen — hier bekannt zu machen, was er gethan — ihn zur Bestrafung ziehen zu lassen und dann mit mehrern Leuten zurückzukehren, um den Alligator zu tödten, ehe er großen Schaden unter den Fischen anrichten konnte.

Gerade in diesem Augenblicke aber nahmen die Rufe meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Herde — ein gehörnter Bock mit mehrern Kühen — war weidend bis dicht heran an dem Hommock gekommen. Sie waren kaum noch zweihundert Schritte von dem Platze entfernt, auf welchem ich stand.

Der Anblick war zu verlockend. Ich dachte an das Versprechen, welches ich meiner Mutter gegeben — ich mußte es halten — das Wildpret mußte auf alle Gefahr hin erlangt werden.

Aber es war keine Gefahr vorhanden — der Alligator hatte schon sein Frühstück zu sich genommen. Mit einem ganzen Hunde im Magen flürte er wahrscheinlich die Fische des Beckens in den nächstfolgenden Stunden nicht, und was den Selben Jafe betraf, so sah ich, daß er sich nach dem Hause begeben hatte. Er war daher jeden Augenblick zu finden

und seine Züchtigung konnte warten bis zu meiner Rückkehr.

Während diese Gedanken mir durch den Kopf gingen, gab ich meinen ersten Plan auf und wendete meine Aufmerksamkeit ausschließlich den Rehen zu. Sie waren noch zu fern für die Tragweite meiner Büchse und ich wartete eine Weile, in der Hoffnung, daß sie näher kommen würden.

Aber ich wartete vergebens. Das Reh scheut sich vor dem Hommod. Es betrachtet die immer grüne Insel als ein gefährliches Terrain und hält sich gewöhnlich fern davon. Es ist dies auch ganz natürlich, da es von hier aus oft von dem Dröhnen des Indianerbogens oder dem peitschenähnlichen Knalle der Büchse des Jägers begrüßt wird. Von hier aus erreicht das tödtliche Geschöß es sehr oft.

Als ich bemerkte, daß die Rehe nicht näher kamen, sondern im Gegentheile sich weiter entfernten, beschloß ich, sie zu hegen, und von dem Felsen herabgleitend, stieg ich durch das Buschholz bis an den Rand der Ebene hinunter. Als ich den freien Platz erreichte, stürzte ich vorwärts, indem ich zugleich die Hunde losließ und ein lautes Geschrei anstimmte.

Es war eine herrliche Jagd — der alte Bod voran, während die Hunde mit wilder Hast folgten. Ich glaubte niemals ein Reh so rasch rennen gesehen

zu haben. Es schien, als ob kaum etwa zwanzig Minuten verflossen wären, während sie über die mehr als eine Meile breite Savanna hinwegsetzten. Ich hatte eine vollkommene und vollständige Aussicht auf das Ganze. Es war kein Hinderniß da — weder für den Lauf der Thiere noch für das Auge des Beobachters. Das Gras war von den Thieren kurz abgeweidet worden und nicht ein einziger Busch wuchs auf der grünen Ebene, so daß es eine Probe der reinen Geschwindigkeit zwischen Hunden und Rehen war. Diese rannten so schnell, daß ich in Bezug auf das Wildpret Befürchtungen zu hegen begann.

Diese Befürchtungen aber dauerten nicht lange. Gerade an dem andern Ende der Savanna endete die Jagd — wenigstens so weit die Hunde und eins der Rehe betheiligt waren.

Ich sah, daß sie eine Rehkuh niedgerissen hatten und dicht neben ihr standen, während der eine sie bei der Gurgel gepackt hielt.

Ich eilte hinzu. Binnen zehn Minuten war ich an Ort und Stelle und nach kurzem Kampfe war das Wildpret getödtet. Ich war zufrieden mit meinen Hunden, mit der Beute und mit meinen eigenen Thaten. Ich freute mich über die Aussicht, im Stande zu sein, mein Versprechen zu halten, und

mit dem erlegten Wilde auf den Schultern machte ich mich triumphirend auf den Heimweg.

Als ich mich herumdrehte, sah ich den Schatten von Flügeln sich über die sonnenhelle Savanna bewegen.

Ich schaute in die Höhe. Zwei große Vögel schwebten über mir in der Luft. Sie waren nicht sehr hoch; auch bemühten sie sich nicht, höher zu steigen. Im Gegentheile kreis'ten sie in spiralförmigen Ringen, welche allmählig immer tiefer zu gehen schienen. Auf den ersten Blick fielen mir die Strahlen der Sonne in die Augen und ich wußte nicht, was für Vögel es waren, welche über mir flatterten.

Als ich mich herumdrehte, hatte ich die Sonne im Rücken, und ihre Strahlen, welche voll auf das gelbweißliche Gefieder fielen, setzten mich in den Stand, die Gattung zu erkennen.

Es waren Königsgeier — die schönsten Vögel ihrer Art, ich möchte fast sagen die schönsten Vögel, die es überhaupt giebt. Wenigstens gehören sie zu denen, welche in der Welt der Ornithologie als die ausgezeichnetsten dastehen.

Diese Vögel sind Eingeborene des Blumenlandes, verirren sich aber nicht weiter nach Norden. Ihr Aufenthalt sind die immergrünen Wälder und weiten Savannas von Florida, die Planos des Orinoco

und die Ebenen des Apure. In Florida sind sie selten, obschon nicht in allen Theilen desselben; ihr Erscheinen aber in der Nähe der Pflanzungen erregt ein ähnliches Interesse wie das, welches durch den Flug eines Adlers erweckt wird.

Nicht so ist es mit den andern Geiern — *Cathartes aura* und *atratus* — welche beide so gewöhnlich sind wie Krähen.

Zum Beweise, daß die Königsgeier selten sind, kann ich hier anführen, daß meine Schwester niemals einen gesehen hatte, ausgenommen in großer Entfernung, und doch war diese junge Dame zwölf Jahre alt und eine Eingeborene des Landes. Allerdings war sie noch nicht weit weggekommen, selten über die Grenzen der Pflanzung hinaus.

Ich entsann mich, daß sie einmal den sehnlichen Wunsch zu erkennen gab, einen dieser schönen Vögel in der Nähe zu sehen. Dieser Wunsch fiel mir gerade in diesem Augenblicke ein und erweckte in mir sogleich die Absicht, ihn zu befriedigen.

Die Vögel waren ziemlich nahe — so nahe, daß ich die dunkelgelbe Farbe ihrer Kehlen, das Korallenroth auf ihren Köpfen und die orangefarbenen Lappen sehen konnte, welche über ihre Schnäbel herabfielen. Sie waren ziemlich nahe — innerhalb kaum halber Büchschußweite — da sie aber so umherkreis'ten,

so wäre ein besserer Schütze, als ich war, nöthig gewesen, um einen davon mit einer Kugel herunterzuholen. Es fiel mir auch nicht ein, es auf diese Weise zu versuchen. Es kam mir ein anderer Gedanke ein, und ohne weiter zu zögern, begann ich zur Ausführung zu schreiten.

Ich sah, daß die Geier das erlegte Reh erspäht hatten, welches ich quer über meinen Schultern trug, deshalb schwebten sie so über mir. Mein Plan war ganz einfach. Ich legte das Wild auf den Boden, nahm meine Büchse und schritt fort nach dem Walde zu.

Ungefähr fünfzig Schritte von dem Orte, wo ich das Reh hingelegt, standen einige Bäume und hinter dem nächsten derselben nahm ich meinen Standpunkt. Ich brauchte nicht lange zu warten. Die arglosen Vögel kreiften immer tiefer und tiefer und endlich setzte sich einer auf die Erde. Sein Kamerad hatte nicht Zeit, sich zu ihm zu gesellen, so frachte schon meine Büchse und streckte das schöne Thier leblos auf das Gras nieder.

Der andere, durch den Knall erschreckt, stieg immer höher und höher und flog dann über die Wipfel der Cypressen hinweg.

Nun nahm ich mein erlegtes Wild wieder auf

die Schultern, trug den Vogel in der Hand und machte mich wieder auf den Heimweg.

Mein Herz war erfüllt von Frohlocken. Ich hoffte ein doppeltes Vergnügen — von dem doppelten Vergnügen, welches ich hervorrufen würde. Ich wollte die beiden Wesen erfreuen, welche von allen auf Erden mir die theuersten waren — meine liebende Mutter, meine schöne Schwester.

Bald hatte ich wieder die Savanna überschritten und betrat die Drangerie. Ich machte nicht erst den Umweg nach dem Pförtchen, sondern kletterte über den Zaun an seinem tieferen Ende. Ich fühlte mich so freudig aufgereggt, daß meine Last mir federleicht erschien.

Frohlockend schritt ich weiter, indem ich die tief herabhängenden Zweige mir aus dem Wege bog, was zuweilen so ungestüm geschah, daß die goldenen Kugeln rechts und links auf den Boden hinrollten. Was kam es hier weiter auf einen Scheffel Drangen an?

Ich erreichte den Blumengarten. Meine Mutter stand auf der Veranda. Sie sah mich, als ich näher kam, und stieß einen Freudenschrei aus. Ich warf meine Jagdbeute ihr zu Füßen. Ich hatte mein Versprechen gehalten.

„Was ist das? — ein Vogel?“

„Ja — der Königsfeier, ein Geschenk für Virginien. Wo ist sie? Noch nicht aufgestanden? Da, die kleine Langschläferin — ich werde sie bald munter machen. Noch im Bett an einem so schönen Morgen!“

„Du thust ihr Unrecht, Georg. Sie ist schon seit über einer Stunde auf. Sie hat gespielt und eben erst diesen Augenblick aufgehört.“

„Aber wo ist sie denn jetzt? In dem Gesellschaftszimmer?“

„Nein, sie ist in's Bad gegangen.“

„In's Bad!“

„Ja, mit Viola. Was —“

„O Mutter — Mutter —“

„Sage mir, Georg —“

„O Himmel! Der Alligator!“

Neuntes Kapitel.

Das Bad.

„Der Gelbe Sack! Der Alligator!“

Dies war Alles, was ich hervorstottern konnte.

Meine Mutter verlangte nähere Erklärung, aber ich konnte nicht verweilen, sie zu geben. Außer mir vor Angst riß ich mich los und ließ sie in einem Zustande des Schreckens zurück, welcher fast meinem eigenen gleichkam.

Ich rannte nach dem Hommod — nach dem Bade. Ich folgte nicht der Biegung des Weges, sondern lief gerade aus und sprang über alle Hindernisse, die mir in den Weg kamen, hinweg. Ich sprang über die Umpfählung und stürzte durch die Drangerie, so daß die Aeste krachten und die Früchte herabfielen. Meine Ohren lauschten auf jeden Laut.

Hinter mir giebt es Leute genug. Ich höre die Stimme meiner Mutter im Tone wilder Angst. Schon hat ihr Geschrei das Haus alarmirt und wird von den Dienstleuten, sowohl weiblichen wie männlichen, wiederholt und beantwortet. Die durch den plötzlichen Wirrwarr erschreckten Hunde bellen in der Einhegung, und Hühner und in Käfigen sitzende Vögel gackern und kreischen durcheinander.

All' dieses Getöse kommt von hinten. Darauf aber sind meine Ohren nicht gerichtet. Ich bemühe mich zu hören, was vor mir geschieht.

In dieser Richtung höre ich jetzt Töne. Das Plätschern des Wassers schlägt an mein Ohr und mit ihm mischen sich die Töne einer hellen Silberstimme — es ist die Stimme meiner Schwester. „Ha! ha! ha! Das ist fröhliches Gelächter! Dank sei dem Himmel, sie ist noch unverfehrt!“

Von Bonnegedanken durchschauert, mache ich Halt. Ich rufe laut:

„Virginia! Virginia!“

Ungebuldig erwarte ich die Antwort. Es dringt keine zu mir. Hat das Geräusch des Wassers meine Stimme übertäubt?

Ich rufe wieder und lauter:

„Virginia! Schwester! Virginia!“

Dieses Mal werde ich gehört und höre:

„Wer ruft denn? Bist Du es, Georg?“

„Ja, ich bin es, Virginia.“

„Und was willst Du, Bruder?“

„O Schwester, verlasse schnell das Bad.“

„Warum denn? Sind unsere Freunde schon da? Dann haben sie sich früh aufgemacht — aber sie mögen ein wenig warten, lieber Georg. Geh' hinein und unterhalte sie einstweilen. Ich will erst noch ein wenig diesen wunderschönen Morgen genießen — das Wasser hat gerade die rechte Temperatur. Meinst Du nicht auch, Viola? Ich werde einmal um das ganze Bassin herumschwimmen; also vorwärts!“

Und gleich darauf ließ sich abermaliges Plätschern hören, gemischt mit dem lauten fröhlichen Gelächter meiner Schwester und ihrer Sklavin.

Ich schrie, so laut ich konnte:

„Höre mich, Virginia! liebe Schwester! Um's Himmels willen, komm' heraus! komm'!“

Das lustige Gelächter verstummte plötzlich, dann erscholl ein kurzer, gellender Schrei, auf welchen fast unmittelbar ein anhaltendes wildes Gekreisich folgte. Ich sah ein, daß keins von beidem eine Antwort auf meinen Ruf war. Ich hatte allerdings in einem bittenden Tone gerufen, welcher hinreichend war, Befürchtungen zu erwecken, die Stimmen aber, welche

jezt an mein Ohr schlugen, drückten Schreden und Entsetzen aus. Dann hörte ich von der Stimme meiner Schwester die Worte :

„Sieh', Viola! O Barmherzigkeit! — dieses Ungeheuer! Ha! es kommt hierher! O Barmherzigkeit! Zu Hülfe, Georg, zu Hülfe! rette — rette mich!“

Wohl kannte ich die Bedeutung des Rufes; nur zu gut verstand ich die halbzusammenhängenden Worte und das anhaltende Gefreisch, welches darauf folgte.

„Ich komme, Schwester; ich komme!“

Schnell wie der Gedanke flog ich weiter und brach durch die Zweige hindurch, welche noch meinen Blick hinderten.

„Ha, vielleicht komm' ich schon zu spät. Sie kreischt wie vor Todesangst. Hat der Rachen des Alligators sie vielleicht schon gepackt?“

Ein Duzend Sprünge brachten mich aus dem Haine hinaus, und an der Einfassung des Schildkrötentümpels hineileud, stand ich bald an dem Rande des Beckens.

Ein fürchtbarer Anblick bot sich hier meinen Augen dar. Meine Schwester befand sich so ziemlich in der Mitte des Beckens und schwamm nach dem Rande zu. Hier stand die Quabronn bis an die Kniee im Wasser — kreischend und wie wahnstünnig

die Arnie hin und her werfend. Jenseits zeigte sich die riesige Eidechse. Ihr ganzer Körper, Arnie, Hände und Klauen waren in dem durchsichtigen Wasser deutlich sichtbar, über dessen Fläche sich der Schuppenpanzer ihres Rückens und ihrer Schultern erhob. Schnauze und Schwanz ragten noch höher und mit dem letztern peitschte das Ungeheuer das Wasser zu weißem Schaum, welcher schon hier und da die Oberfläche des kleinen Teiches bedeckte. Es war kaum zehn Fuß von der Beute entfernt, nach der es trachtete. Sein Kachen berührte fast das grüne Flanellembd, welches wie eine Schleppe hinter der Badenden herschwamm. Jeden Augenblick konnte es heranschleusen und sie packen.

Meine Schwester schwamm aus Leibesträften. Sie war eine sehr geübte Schwimmerin, aber was konnte das nützen? Ihr Badekleid hinderte sie, der Alligator hätte sie jeden Augenblick packen können, mit einer einzigen raschen Bewegung würde er sie eingeholt haben, und doch hatte er dies noch nicht gethan.

Ich wunderte mich, warum er es noch nicht gethan hatte. Ich wunderte mich, daß er sich zurückhielt. Ich wundere mich noch bis diese Stunde darüber, denn es ist noch nicht erklärt. Ich kann es bloß durch eine Voraussetzung erklären. Wahrschein-

lich wußte er, daß das Opfer vollkommen in seiner Gewalt war, und eben so wie die Katze mit der Maus spielt, so schwelgte er in der Fülle seiner tyrannischen Stärke.

Diese Beobachtungen wurden in einer einzigen Secunde Zeit gemacht — während ich meine Büchse spannte.

Ich zielte und gab Feuer. Es waren nur zwei Stellen, wo der Schuß tödtlich sein konnte — das Auge oder die Weiche hinter dem Vorderarm. Ich zielte auf das Auge. Ich traf die Schulter, aber von dieser harten schuppigen Haut prallte meine Kugel ab, wie von einem Granitfelsen. Sie machte unter den länglich-viereckigen Auswüchsen einen weißlichen Fleck und dies war Alles.

Dem Spiele des Ungeheuers ward aber dadurch ein Ende gemacht. Der Schuß schien ihm Schmerzen zu verursachen. Auf alle Fälle regte er es zu ernster Thätigkeit auf und trieb es vielleicht zu dem entscheidenden Sprunge. Einen Augenblick später that es diesen.

Das Wasser mit seinem breiten Schweife peitschend, wie um einen Anlauf zu nehmen, schoß es vorwärts. Sein ungeheurerer Rachen öffnete sich senkrecht aufwärts, so daß man weit in den rothen Schlund hinabsehen konnte, und den nächsten Augenblick

hatte es das schwimmende Kleid und — o die Füße meiner Schwester gepackt.

Ich sprang in das Wasser und schwamm auf sie zu. Die Büchse, welche ich noch in der Hand hielt, hinderte mich. Ich ließ sie zu Boden sinken und schwamm weiter.

Ich faßte Virginien in meine Arme. Es war die höchste Zeit, denn der Alligator war eben bemüht, sie unter das Wasser zu zerren.

Mit all' meiner Kraft hielt ich sie zurück und es bedurfte auch der ganzen Kraft, um uns über der Oberfläche zu halten. Ich hatte keine Waffe, und wenn ich auch bewaffnet gewesen wäre, so hätte ich doch keine Hand zum Schlagen übrig gehabt. Ich schrie, so laut ich konnte, in der Hoffnung, den Angreifer einzuschüchtern und ihn zu bewegen, seine Beute fahren zu lassen. Es war aber vergebens — er hielt fest.

• O Himmel! Wir werden Beide unter das Wasser gezogen — ertränkt — zerrissen werden.

Ein Plätschern, als wenn Jemand von einem hohen Standpunkte in den Teich spränge! Ein kühner, rascher Schwimmer vom Ufer — ein dunkles Gesicht mit langem schwarzem Haar, welches auf dem Wasser hinterher schwimmt — eine von blanken Spangen blitzende Brust — ein in mit Perlen

gestickte Gewänder gekleideter Körper — ist es ein Mann? Nein, es ist ein Knabe!

Wer ist dieser seltsame Jüngling, der zu unserer Rettung herbeistürzt? Schon ist er an unserer Seite, an der Seite unseres furchtbaren Gegners. Er spricht kein Wort. Eine Hand stemmt er auf die Schulter der riesigen Eidechse und schwingt sich mit einem plötzlichen Sprunge auf ihren Rücken. Ein Reiter hätte nicht gewandter in den Sattel springen können.

Ein Messer blitzt in seiner erhobenen Hand. Es fährt herab und die Klinge bohrt sich tief in das Auge des Alligators.

Das Gebrüll des Sauriers verräth seinen Schmerz. Die Erde erzittert davon, der Schaum fliegt von seinem Schweife gepeitscht in die Höhe und eine Wolke von Wasserdunst umhüllt uns.

Das Ungeheuer aber hat seine Beute losgelassen, und ich schwimme mit meiner Schwester nach dem Ufer.

Ein Blick aufwärts offenbart mir ein seltsames Schauspiel — ich sehe den Alligator mit dem kühnen Reiter noch auf seinem Rücken untertauchen! Er ist verloren — er ist verloren.

Mit peinlichen Gedanken schwimme ich weiter.

Ich klettere hinaus und lege meine ohnmächtige Schwester auf das Ufer; wieder schaue ich zurück.

O Freude! Freude! Der unbekannte Jüngling ist wieder auf der Oberfläche des Wassers und schwimmt ungehindert nach dem Ufer. An der andern Seite des Teiches ist die schenßliche Gestalt ebenfalls über dem Wasser und schlägt in verzweiflungsvollem Todeskampfe um sich herum.

Freude! Freude! Meine Schwester ist unverletzt. Das schwimmende Gewand hat sie gerettet. kaum ein Ritx ist an ihren zarten Füßen zu sehen und jetzt in zärtlichen Armen, unter süßen Blicken und Worten liebender Theilnahme wird sie von dem Schanplatze der Gefahr hinweggetragen.

Behtes Kapitel.

Der Mischling.

Es dauerte nicht lange, so ward der Alligator durch Keulenschläge vollends gedödtet und an das Ufer gezogen — ein wahres Fest für die Schwarzen der Pflanzung.

Niemand argwohnte, wie das Ungeheuer in das Bassin gekommen war, denn ich hatte noch keinem Menschen ein Wort davon gesagt. Man glaubte, es habe sich aus dem Flusse oder den Lagunen hierher verlaufen, wie schon früher mit anderen der Fall gewesen, und der Gelbe Jake, der sich bei der Tödtung des Thieres am eifrigsten gezeigt, sprach diese Vermuthung zu wiederholten Malen aus. Der Schurke ahnte nicht, daß Jemand um sein Geheimniß wußte.

Ich glaubte auch, daß außer ihm ich der Ein-

zige sei, der es konnte, aber hierin hatte ich mich geirrt.

Die Sklaven waren nach dem Hause zurückgegangen, indem sie den scheußlichen Leichnam mit Stricken hinter sich herzogen und ein lautes Triumphgeheul ausstießen. Ich war mit unserm tapfern Retter allein. Ich blieb mit Fleiß zurück, um ihm zu danken.

Mutter, Vater, Alle hatten ihrer Dankbarkeit Ausdruck verliehen, Alle hatten ihre Bewunderung seiner tapfern, muthigen That zu erkennen gegeben — selbst meine Schwester, die, ehe sie hinweggetragen ward, wieder zum Bewußtsein erwacht war, hatte ihm mit freundlichen Worten gedankt.

Er gab weiter keine Antwort, als daß er die ihm gemachten Komplimente anerkannte, was er entweder durch ein Lächeln oder durch eine einfache Vereignung des Kopfes that. Mit den Jahren eines Jünglings schien er den Ernst eines Mannes zu besitzen.

Er schien ungefähr von meinem Alter und meiner Größe zu sein. Seine Gestalt war vollkommen ebenmäßig und sein Gesicht schön. Die Farbe war nicht die eines reinen Indianers, obschon sein Costüm das eines solchen war. Seine Haut war mehr braun

als bronzefarben — er war augenscheinlich ein „Halbblut“ oder ein Mischling.

Seine Nase war ein wenig gekrümmt, was ihm jenen schönen Adlerblick verlieh, der einigen der nordamerikanischen Stämme eigenthümlich ist, und sein Auge schien, obschon gewöhnlich sanft, sich doch leicht zu entflammen. In der Aufregung, wie ich so eben erst gesehen, funkelte und sprühete es wie Feuer.

Die Beimischung von kaukasischem Blute hatte die sonst so stark markirten indianischen Züge zu vollkommener Regelmäßigkeit herabgestimmt, ohne ihnen die heroische Erhabenheit ihres Ausdrucks zu rauben, und das schwarze Haar war feiner als das des reinen Eingeborenen, obschon eben so glänzend und üppig.

Kurz, die gesammte Erscheinung dieses unbekanntes Jünglings war die eines stattlichen und schönen Knaben, den noch zwei oder drei Sommer zu einem herrlichen Manne entwickeln mußten.

Selbst als Knabe besaß er schon eine bestimmt ausgeprägte Individualität, welche, wenn man sie einmal gesehen, nicht wieder zu vergessen war.

Ich habe gesagt, daß sein Costüm ein indianisches war. So war es auch — rein indianisch — nicht ganz aus der Beute der Jagd zusammengesetzt, denn die Rehhaut hatte schon längst aufgehört, die Tracht der Ureinwohner von Florida zu sein. Nur seine

Moccasins waren von zugerichtetem Wildleder; seine Beinkleider waren von scharlachrothem Tuche und sein Ueberwurf von gemustertem Stattun — sämmtliche drei Gegenstände schön gestickt und mit Perlen besetzt. Außerdem trug er einen Wampungürtel und ein Netz umschloß seinen Kopf, auf welchem drei Federn aus dem Schwanz des Königsgeiers emporragten, welcher unter den Indianern für einen Adler gilt. Um seinen Hals hingen Schnuren von farbigen Perlen und auf seiner Brust drei silberne Halbmonde, einer über dem andern.

So war der Jüngling gekleidet und trotz seiner durchnähten Gewänder bot er einen zugleich edlen und malerischen Anblick dar.

„Habt Ihr Euch überzeugt, daß Ihr keinen Schaden genommen habt?“ fragte ich ihn zum zweiten Male.

„Vollkommen — nicht den mindesten.“

„Aber Ihr seid durch und durch naß. Laßt mich Euch andere Kleider anbieten. Die meinen, glaube ich, werden Euch ungefähr passen.“

„Ich danke Euch; ich würde nicht wissen, wie man sie trägt. Die Sonne scheint warm — die meinen werden bald wieder trocken sein.“

„Aber Ihr werdet mit in das Haus kommen und Etwas, essen nicht wahr?“

„Ich habe nur erst vor kurzer Zeit gegessen. Ich danke Euch, ich bin nicht hungrig.“

„Wollt Ihr ein Glas Wein trinken?“

„Ich danke Euch nochmals — Wasser ist mein einziges Getränk.“

Ich wußte kaum, was ich zu meinem neuen Bekannten weiter sagen sollte. Er lehnte alle meine gastfreundlichen Anerbietungen ab und dennoch blieb er bei mir. Er wollte mich nicht in das Haus begleiten und dennoch machte er auch keine Miene, Abschied zu nehmen.

Erwartete er etwas Anderes? Eine Belohnung für seine Dienste? Irgend etwas Materielleres als Lobsprüche?

Der Gedanke war kein unnatürlicher. So schön der Jüngling auch war, so war er doch nur ein Indianer. Schmeicheleien hatte er nun genug gehört. Indianer machen sich nicht viel aus eitlen Worten. Es war leicht möglich, daß er auf etwas mehr wartete. Es war für einen Menschen von seiner Stellung ganz natürlich, Dies zu thun, und für einen in der meinen eben so natürlich, es zu denken.

In einem Augenblicke war meine Börse aus der Tasche. Im nächsten war sie aus meiner Hand und im dritten lag sie auf dem Boden des Wasserbassins!

„Ich habe Euch kein Geld abverlangt,“ sagte er, indem er die Dollars entrüstet in's Wasser warf.

Ich fühlte mich verletzt und beschämt; das letztere Gefühl behielt die Oberhand. Ich stürzte mich in den Teich und tauchte unter. Es geschah nicht wegen meiner Börse, sondern wegen meiner Büchse, die ich auf dem Felsen des Grundes liegen sah. Ich raffte das Gewehr auf, trug es an das Ufer und überreichte es ihm. Das eigenthümliche Lächeln, mit dem er es annahm, verrieth mir, daß ich meinen Irrthum wieder gut gemacht und seinen eigensinnigen Stolz gedämpft hatte.

„Nun ist die Reihe des Wiedergutmachens an mir,“ sagte er. „Erlaubt mir, Euch Eure Börse wieder zu holen und Euch wegen meiner Unhöflichkeit um Verzeihung zu bitten.“

Ehe ich es hindern konnte, sprang er in das Wasser und tauchte unter. Es dauerte nicht lange, so hatte er die Börse aufgerafft, kehrte damit nach dem Ufer zurück und legte sie in meine Hände.

„Dies ist ein herrliches Geschenk,“ sagte er indem er die Büchse von allen Seiten betastete und betrachtete; „ein herrliches Geschenk und ich muß nach Hause zurückkehren, ehe ich Euch Etwas dafür bieten kann. Wir Indianer haben nicht viel, was der

weiße Mann schätzt — blos unser Land, hat man mir gesagt —“

Er sprach diese Worte mit besonderem Nachdruck.

„Unsere plumpen Erzeugnisse,“ fuhr er fort, „sind werthlose Dinge, wenn man sie mit denen Eures Volkes vergleicht — sie sind für Euch höchstens Karikaturen. Doch halt, Ihr seid ein Jäger, nicht wahr? Wollt Ihr ein Paar Moccasins und eine Kugeltasche annehmen? Maümee macht sie sehr gut —“

„Maümee?“

„Meine Schwester. Ihr werdet finden, daß der Moccasin auf der Jagd viel besser ist, als diese schweren Schuhe, die Ihr tragt. Der Tritt ist viel leiser.“

„Vor allen Dingen möchte ich ein Paar Eurer Moccasins haben.“

„Ich freue mich, daß Ihr sie haben wollt. Maümee soll sie Euch machen und auch die Tasche.“

„Maümee!“ wiederholte ich bei mir selbst. „Seltener, süßer Name! Kann sie es sein?“

Ich dachte an ein herrliches Wesen, welches meinen Weg gekreuzt — einen Traum — eine himmlische Erscheinung — denn sie schien zu lieblich, um von der Erde zu stammen.

Während ich im Walde unter duftenden Hainen wandelte, war diese Vision mir erschienen — in der Gestalt eines Indianermädchens. Auf einer blumen-

reichen Waldwiese sah ich sie — auf einem jener Orte in dem Walde des Südens, welche die Natur so verschwenderisch schmückt. Sie schien einen Theil des Gemäldes zu bilden.

Einen einzigen Blick nur hatte ich auf sie werfen können, dann war sie verschwunden. Ich verfolgte sie aber vergebens. Wie ein Geist glitt sie durch die labyrinthischen Gänge des Hains und ich sah sie nicht mehr.

Obschon aber meinen Augen entschwunden, entschwand sie doch nie meiner Erinnerung und fortwährend seit jener Zeit hatte ich von jener lieblichen Erscheinung geträumt. War sie Malimee?

„Wie heißt Ihr?“ fragte ich, als ich sah, daß der Jüngling im Begriff stand sich zu entfernen.

„Die Weißen nennen mich Powell — das ist der Name meines Vaters — er war ein Weiser — er ist todt. Meine Mutter lebt noch. Ich brauche nicht zu sagen, daß sie eine Indianerin ist.“

„Ich muß nun fort, Sir,“ fuhr er nach einer Pause fort; „ehe ich Euch verlasse, erlaubt mir, eine Frage an Euch zu thun. Sie erscheint vielleicht unbescheiden, aber ich habe guten Grund, sie zu thun. Habt Ihr unter Euern Sklaven einen, der sehr schlecht, der Euere Familie feindlich gesinnt ist?“

„Allerdings ist ein solcher da; ich habe Grund, es zu glauben.“

„Wünscht Ihr ihm auf die Spur zu kommen.“

„Allerdings.“

„Dann folgt mir.“

„Es ist nicht nothwendig. Ich errathe, wohin Ihr mich führen würdet. Ich weiß Alles — er lockte den Alligator hierher, um meine Schwester zu vernichten.“

„Ha!“ rief der junge Indianer etwas überrascht. „woher wißt Ihr dies, Sir?“

„Von jenem Felsen aus war ich Augenzeuge des ganzen Vorganges. Aber woher wißt Ihr Etwas davon?“ fragte ich dagegen.

„Dadurch, daß ich der Spur gefolgt bin — der Spur des Mannes — des Hundes — des Alligators. Ich jagte eben am Sumpfe. Ich sah die Spuren. Ich argwohnte Etwas und ging über die Felder. Ich hatte eben das Dickicht erreicht, als ich lautes Geschrei hörte. Ich kam gerade noch zur rechten Zeit. Ha!“

„Ja, Ihr kamt zur rechten Zeit, sonst hätte der Schurke seine Absicht erreicht. Seid unbeforgt, Freund; er soll bestraft werden.“

„Gut — er muß bestraft werden. Ich hoffe, daß wir uns wiedersehen werden.“

Es wurden nun noch einige Worte zwischen uns gewechselt, dann drückten wir einander die Hand und schieden.

Elftes Kapitel.

Die Verfolgung.

Ueber die Schuld des Mulatten hegte ich keinen Zweifel mehr. Die bloße Vernichtung der Fische konnte nicht seine Absicht gewesen sein. Er würde sich nimmermehr so viel Mühe gegeben haben, einen so geringfügigen Zweck zu erreichen. Nein, seine Absicht war eine weit entseßlichere. Sie umfaßte einen tiefem Plan der Grausamkeit und Rache. Sein Ziel war das Leben meiner Schwester. Oder das Viola's! — Vielleicht beider.

So furchtbar auch ein solcher Glaube war, so war doch keine Möglichkeit mehr, daran zu zweifeln. Jeder Umstand bestätigte ihn. Selbst der junge Indianer hatte die Meinung gefaßt, daß dies die Absicht des Verräthers gewesen sei. Zu dieser Jahres-

zeit war meine Schwester gewohnt, sich fast jeden Tag zu baden, und diese ihre Gewohnheit war allen Bewohnern der Pflanzung bekannt.

Ich hatte nicht daran gedacht, als ich ging, die Kette zu verfolgen, sonst würde ich wahrscheinlich ganz anders gehandelt haben. Aber wer hätte auch eine so schwarze Bosheit ahnen können?

Die List und Schlaueit, mit der die That ausgeführt worden, kam ihrer Bosheit vollkommen gleich. Nur in Folge des ungefährsten Zufalles waren Zeugen da. Wären aber keine dagewesen, so hätte wahrscheinlich der Ausgang der Absicht entsprochen und das Leben meiner Schwester wäre geopfert worden.

Wer hätte dann den Urheber des Verbrechens nennen können? Nur das Thier allein wäre als schuldig betrachtet worden. Nicht einmal ein Verdacht würde auf dem Mulatten geruht haben. Und wie wäre dies auch möglich gewesen? Der gelbe Schurke hatte in seiner Berechnung eine teuflische Schlaueit bewiesen.

Ich brannte vor Entrüstung. Meine arme unschuldige Schwester! Sie ahnte nicht die schändlichen Mittel, welche benutzt worden, um sie in diese Gefahr zu bringen. Sie wußte wohl, daß der Mulatte sie nicht liebte, ließ sich aber nicht träumen,

daß sie der Gegenstand eines so teuflischen Grolles war, wie dieser.

Schon der Gedanke daran setzte mich in Flammen. Ich konnte mich nicht länger halten. Der Verbrecher mußte zur Strafe gezogen werden und zwar sogleich. Eine harte Züchtigung mußte über ihn verhängt werden, Etwas, was es ihm unmöglich machte, so gefährliche Attentate zu wiederholen.

Was mit ihm geschehen sollte, wußte ich nicht — dies zu bestimmen, mußte ich meinem Vater überlassen. Die Peitsche hatte sich als nutzlos erwiesen. Vielleicht kurirte ihn die Kettenstrafe — auf alle Fälle mußte er von der Pflanzung verbannt werden.

Zum Tode verurtheilte ich ihn in meinen Gedanken nicht, obschon er es ganz gewiß verdiente. So entrüstet ich auch war, so zog ich doch diese höchste Strafe des Verbrechens nicht in Erwägung, denn ich war an die milde Herrschaft meines Vaters gewöhnt. Die Peitsche — das Bezirksgefängniß — die Kettenstrafe in St. Marks oder San Augustine — Etwas der Art mußte wahrscheinlich sein Lohn sein.

Ich wußte, daß es nicht der milden Gesinnung meines Vaters anheim gegeben sein würde, allein zu entscheiden. Bei einer Sache dieser Art war die ganze Gesammtheit der Pflanzer interessirt. Es stand zu erwarten, daß sich sehr rasch eine impro-

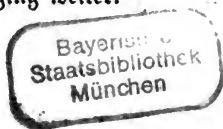
visirte Jury versammeln würde, und ohne Zweifel hatte es dann der Verbrecher mit strengeren Richtern zu thun, als sein eigener Herr war.

Ich verweilte nicht länger bei diesen Betrachtungen. Ich war entschlossen, daß sofort über den Schuldigen Gericht gehalten werden sollte. Ich eilte nach dem Hause, in der Absicht, das Verbrechen zu verkünden. In meiner Eile folgte ich wie zuvor nicht dem gewöhnlichen Wege, der einen ziemlich großen Bogen beschrieb, sondern eilte direct durch die Baumgruppe.

Ich war nur wenige Schritte weit gekommen, als ich ein Rascheln in meiner Nähe hörte. Ich konnte Niemanden sehen, war aber überzeugt, daß das Geräusch von Jemandem veranlaßt ward, der unter den Bäumen herumzuschlich. Vielleicht war es einer der Feldarbeiter, welcher die augenblicklich im Hause herrschende Verwirrung benutzte, um sich einige Drangen zu holen.

Im Vergleich mit dem Verbrechen, welches jetzt meine Gedanken beschäftigte, war eine so geringfügige Uebertretung eine Sache von keiner Bedeutung, und ich hielt es nicht der Mühe werth, stehen zu bleiben und hindernd einzuschreiten. Ich gab blos einen lauten Ruf von mir, aber es antwortete Niemand und ich ging weiter.

Oceola, 1.



7

Als ich auf der Hinterseite des Hauses anlangte, traf ich meinen Vater in der Einhegung bei dem großen Schuppen — und den Aufseher auch. Der alte Hickman, der Alligatorjäger, war ebenfalls da, so wie noch einige Weiße, welche zufällig in Geschäften gekommen waren.

In Gegenwart Aller machte ich die Enthüllung und beschrieb so genau, als die Zeit gestattete, den seltsamen Vorgang, dessen Augenzeuge ich am Morgen gewesen.

Alle waren wie vom Donner gerührt. Hickman erklärte sofort die Wahrscheinlichkeit eines solchen Manövers, obschon Niemand an meinen Worten zweifelte.

Der einzige Zweifel betraf die Absicht des Mulatten. Konnten es Menschenleben gewesen sein, welche er zu opfern beabsichtigte? Es schien eine zu große Berruchtheit zu sein, als daß man es hätte glauben können. Es war zu entsetzlich, um auch nur gedacht zu werden.

In diesem Augenblicke aber wurden alle Zweifel beseitigt. Noch ein anderweites Zeugniß gesellte sich zu dem meinen und lieferte das noch fehlende Verbindungsglied. Der Schwarze Jake hatte eine Geschichte zu erzählen und er erzählte sie.

An diesem Morgen — nur erst vor einer halben

Stunde — hatte er den Gelben Jafe eine Lebens-
eiche erklettern sehen, welche in der einen Ecke der
Einhegung stand. Der Wipfel dieses Baumes be-
herrschte die Aussicht auf das Wasserbassin. Es war
gerade die Zeit, wo die „weiße Miffa“ und Biola
in's Bad gingen. Er war fest überzeugt, daß sie
um diese Zeit in das Wasser gestiegen sein mußten
und daß der Gelbe Jafe sie gesehen hatte.

Entrüstet über dieses unauständige Verhalten,
hatte der Schwarze dem Mulatten zugerufen, daß er
von dem Baume herunter kommen solle, und ge-
droht, sich über ihn zu beschweren. Letzterer ant-
wortete, er sammle bloß Eicheln — die Eicheln der
Lebens-eiche sind ein süßes Nahrungsmittel und werden
von den Dienstleuten der Plantage sehr gesucht. Der
Schwarze Jafe war jedoch überzeugt, daß dies nicht
die Absicht des Gelben Jafe gewesen sein könne,
denn als Ersterer noch fortfuhr zu drohen, kam Letz-
terer endlich herunter und der Schwarze Jafe sah
keine Eicheln — nicht eine einzige.

„Er suchte keine Eicheln, Massa Mandoff. Der
gelbe Bagabund war auf nichts Gutem aus — das
weiß ich ganz bestimmt.“

So schloß die Aussage des Rutschers.

Seine Erzählung führte in den Gemüthern
Aller, die sie hörten, Ueberzeugung herbei. Es war

nicht länger möglich, an der Absicht des Mulatten, so furchtbar sie auch war, zu zweifeln. Er hatte den Baum erklettert, um Zeuge des Gelingens seiner schändlichen That zu sein — er hatte die Badenden in das Wasser steigen sehen, er kannte die Gefahr, welche darin lauerte, und dennoch hatte er Nichts gethan, um zu warnen. Im Gegentheil war er einer von den Letzten, welche nach dem Bassin eilten, als das Getreisch der Mädchen das ganze Hauspersonal zu ihrem Beistande herbeirief. Dies ergab sich aus den Aussagen Anderer. Die Schuld des Mulatten war klar bewiesen.

Das Bekanntwerden des eigentlichen Zusammenhanges rief wilde Aufregung hervor. Weiße und Schwarze, Herren und Slaven waren gleich entrüstet über das entsetzliche Verbrechen und man schrie im ganzen Hofe nach dem „Gelben Iake“.

Einige rannten dahin, Andere dorthin, um ihn zu suchen. Schwarze, Weiße und Gelbe liefen durch einander — Alle begierig, daß ein solches Ungeheuer zur verdienten Strafe gezogen werde.

Aber wo war der Verbrecher? Sein Name ward wiederholt laut gerufen, mit Befehlen, mit Drohungen, aber es erfolgte keine Antwort. Wo war er?

Die Ställe wurden durchsucht, der Schuppen,

die Küche, die Sklavenhütten — sogar die Maisniederlage ward durchwühlt — aber Alles vergebens. Wo war er hin?

Nur erst einen Augenblick vorher hatte man ihn gesehen — er hatte den Alligator mit aus dem Wasser ziehen helfen. Die Leute hatten ihn in die Einhegung gebracht und den Schweinen vorgeworfen, um ihn von diesen fressen zu lassen. Der Gelbe Jake war mit dabei und so thätig als irgend einer bei der Arbeit gewesen. Nur vor wenigen Augenblicken war er fortgegangen. Aber wohin? Das mußte Niemand!

Jetzt fiel mir das Rascheln unter den Orangebäumen ein. War er es vielleicht gewesen? Wenn dem so war, so hatte er vielleicht die Unterredung zwischen dem jungen Indianer und mir — oder wenigstens den letzten Theil davon gehört. Wenn dies der Fall war, so war er sicherlich schon weit fort.

Ich führte die Nachforschung in der Orangerie. Alle Winkel wurden durchsucht, er war nicht da. Nun drangen wir in die Dickichte des Hommock, die ebenfalls von einem Ende bis zum andern durchsucht wurden, aber immer noch war keine Spur von dem Mulatten zu finden.

Ich kam auf den Einfall, den Felsen, meinen frühern Beobachtungsposten, zu erklettern. Ich stieg

sofort bis auf den Gipfel hinauf und ward für meine Mühe belohnt. Auf den ersten Blick über die Felder sah ich den Flüchtling. Er befand sich zwischen den Reihen der Indigopflanzen und kroch auf Händen und Knien, augenscheinlich um das Maisfeld zu erreichen. Ich blieb nicht stehen, um lange zu beobachten, sondern sprang wieder auf den ebenen Boden herunter und eilte dem Flüchtlinge nach.

Mein Vater, Hickman und mehrere Andere folgten mir.

Diese Verfolgung fand nicht schweigend statt. Es ward keine Kriegslist in Anwendung gebracht, und an unsern Geschrei hörte der Mulatte bald, daß er gesehen und verfolgt ward. Verbergen war nicht länger möglich, und sich auf seine Flüße emporrichtend, rannte er, so schnell er konnte, weiter. Bald erreichte er das Maisfeld, während die lautschreienden Verfolger ihm schon dicht auf den Fersen waren.

Obchon nur noch ein Knabe, war ich doch der schnellste Läufer von der ganzen Schaar. Ich wußte, daß ich schneller laufen konnte als der Gelbe Tafe, und sobald ich ihn nur in den Augen behielt, mußte ich ihn bald einholen. Seine Hoffnung war, in den Sumpf unter den Schutz der Palmettodickichte hineinzukommen. War er einmal dort, so konnte er

leicht durch Verstecke entrinnen. — wenigstens vor der Hand.

Um dies zu verhindern, rannte ich, so schnell ich konnte, und mit Erfolg, denn gerade am Rande des Waldes holte ich den Fliehenden ein und packte ihn an dem Hintertheile seiner Jacke.

Es war dies eigentlich ein thörigter Versuch von meiner Seite. Ich hatte an Nichts weiter gedacht, als den Fliehenden einzuholen. Ich hatte nicht an Widerstand gedacht, obschon ich diesen von einem Verzweifelten erwarten mußte. Daran gewöhnt, daß man mir gehorchte, war ich in der Täuschung befangen, daß der Kerl, sobald ich ihn einholte, sich mir ergeben würde; aber ich irrte mich.

Er riß sich sofort und zwar mit ziemlich leichter Mühe von mir los. Mein Athem war eben so erschöpft, wie meine Kraft — ich hätte jetzt keine Sage festzuhalten vermocht.

Ich erwartete, daß er wieder weiter laufen würde, wie zuvor; anstatt aber dies zu thun, blieb er plötzlich stehen, wendete sich grimmig gegen mich, zog sein Messer und stieß es mir durch den Arm.

Mein Herz war es, wornach er gezielt; dadurch aber, daß ich den Arm plötzlich emporwarf, hatte ich den verhängnißvollen Stoß parirt.

Zum zweiten Male hob er sein Messer und ich

würde einen zweiten Stich damit bekommen haben — gerade in diesem Augenblicke aber zeigte sich ein zweites Gesicht in dem Kampfe, und ehe noch die gefährliche Klinge herab fahren konnte, hatten die starken Arme des schwarzen Jafe meinen Gegner umschlungen.

Der Feind sträubte sich heftig, um sich frei zu machen, aber die muskulösen Arme seines Nebenbuhlers ließen nicht los, bis Dickman und Andere zur Stelle kamen, und dann ward der Verbrecher mit Riemen festgebunden und dadurch gleichzeitig sicher und unschädlich gemacht.

Zwölftes Kapitel.

Ein strenges Urtheil.

Eine solche Reihenfolge von gewaltigen Ereignissen rief natürlich weit über unsere Grenzen hinaus große Aufregung hervor. Es gab eine Gruppe von Pflanzungen, die an dem Flusse neben einander lagen, alle mit der Vorderseite dem Wasser zugekehrt. Diese bildeten die sogenannte „Niederlassung.“ In diesen Pflanzungen verbreitete sich das Gerücht von den eben erzählten Vorfällen mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers, und ehe noch eine Stunde verging, kamen eine Menge Weiße von allen Richtungen her.

Einige waren zu Fuße — arme Jäger, die an den Grenzen der großen Pflanzungen wohnten; Andere — die Pflanzler selbst oder ihre Aufseher — zu Pferde. Alle trugen Waffen — Büchsen und Pistolen.

Ein Fremder würde geglaubt haben, es handle sich um eine Versammlung der Miliz; die ernstesten Mienen Derer aber, welche sich versammelten, gaben der Sache ein anderes Ansehen, und sie glich mehr dem Aufgebote der Grenzbewohner bei der Nachricht von einem feindlichen Einfalle der Indianer.

Binnen einer einzigen Stunde waren mehr als fünfzig weiße Männer an Ort und Stelle, welche fast alle der Niederlassung angehörten.

Es ward schnell eine Jury gebildet und der Selbe Tafe vor Gericht gestellt. Es gab kein bestimmtes Gesetz, nach welchem verfahren ward, ob schon man eine gewisse legale Förmlichkeit beobachtete. Diese Geschworenen waren selbst souverain — sie waren die Herren des Landes und konnten in dergleichen Fällen mit leichter Mühe einen Richter improvisiren. Bald fanden sie einen in dem Pflanzer Ringgold, unserm nächsten Nachbar. Mein Vater lehnte es ab, an den Verhandlungen Theil zu nehmen.

Das Verhör ward rasch beendet. Die Thatfachen waren frisch und klar und ich stand mit meinem durchstochenen Arme in der Binde da. Die andern Umstände, welche zu diesem Resultate geführt hatten, lagen sämmtlich übersichtlich vor. Die Kette der Schuld war vollständig. Der Mulatte hatte nach

dem Leben der Weißen getrachtet. Natürlich lautete der Urtheilsspruch auf Tod.

Aber welchen Tod sollte er sterben? Einige stimmten für's Hängen, aber die Meisten erklärten den Strang für eine zu gelinde Strafe. Der — Scheiterhaufen fand den Beifall der Mehrzahl und der Richter selbst stimmte für diese Verschärfung.

Mein Vater bat um Gnade, wenigstens in so weit, daß man dem Delinquenten die Tortur ersparen möchte; aber die strengen Richter wollten nicht auf ihn hören. Sie hatten Alle in der letzten Zeit Sklaven verloren — viele Ausreißer waren bekannt gemacht und signalisirt worden — die Nähe der Indianer ermutigte sie zu dergleichen Desertionen. Man machte meinem Vater Vorwürfe über seine, wie man meinte, allzugroße Milde, die Niederlassung bedürfe eines Beispiels — man wolle an dem Gelben Sake eines statuiren, welches Alle abschrecken würde, welche Lust hätten, ihm nachzuahmen. Das Urtheil lautete: daß er lebendig verbrannt werden solle.

So folgerten diese Richter und so fällten sie ihren Spruch.

Es ist ein großer Irrthum, zu glauben, daß die nordamerikanischen Indianer von jeher die Gewohnheit gehabt haben, ihre gefangenen Feinde zu martern.

In den meisten verbürgten Fällen, wo Grausamkeit von ihnen geübt worden, ist eine dazu anreizende That in früherer Zeit vorher gegangen und die Marter war nur eine Vergeltung. Die menschliche Natur hat den Verlockungen der Rache in allen Zeitaltern nachgegeben — und die Wildheit kann mit eben so viel Recht der weißen Haut, als der rothen, zum Vorwurfe gemacht werden. Hätten die Indianer die Geschichte der Grenzkriege geschrieben, so würde die Welt den Glauben an ihre sogenannte Grausamkeit modificirt haben.

Es ist zweifelhaft, ob in ihrer ganzen Geschichte Beispiele von Wildheit gefunden werden können, welche denen gleichkommen, die oft von Weißen an Schwarzen verübt worden, von denen Viele Verstümmelung, Martern und Tod wegen eines Vergehens erlitten haben, welches vielleicht blos in einem Worte, sicherlich aber oft nur in einem Schlage bestand — denn so lautet das geschriebene Gesetz!

Wo die Indianer Grausamkeit geübt haben, ist es fast jedes Mal zur Vergeltung geschehen; civilisirte Tyrannen aber haben die Menschen der Tortur unterworfen, ohne selbst die Entschuldigung der Rache für sich zu haben. Wenn auch Rache vorhanden war, so war sie doch nicht von jener natürlichen Art, welcher das menschliche Herz Raum giebt, wenn es weiß,

daß ihm ein schweres Unrecht zugefügt worden, sondern eher ein gemeiner Groll, so wie er oft von dem feigen Despoten an einem schwachen in seiner Gewalt befindlichen Individuum geübt wird.

Ohne Zweifel, der Gelbe Bate verdiente den Tod. Sein Verbrechen war ein todeswürdiges, aber ihn zu — martern war der Wille seiner Richter. Mein Vater und einige wenige Andere setzten sich dagegen. Sie wurden überstimmt. Das furchtbare Urtheil ward gesprochen, und Die, welche es gefällt, machten sich auch sogleich an's Werk, es in Ausführung zu bringen.

Es war kein Schauspiel, welches geeignet war, in dem Gehöste eines Gentleman aufgeführt zu werden, und man wählte einen Platz in einiger Entfernung von dem Hause, weiter unten an dem Rande des See's.

Nach diesem Platze ward der Verbrecher geführt — während die Menge natürlich nachfolgte.

Etwa zweihundert Schritte von dem Ufer ward ein Baum zum Hinrichtungsplatze ausersehen. An diesen Baum sollte der Verurtheilte gebunden und dann ein Holzfeuer rings um ihn herum angezündet werden.

Mein Vater wollte der Execution nicht bei-

wohnen; ich allein von unserer Familie ging mit nach dem Schauplatze.

Der Mulatte sah mich und redete mich mit wüthenden Worten an. Er verhöhnete mich sogar wegen der Wunde, die er mir beigebracht, und rühmte sich der That. Ohne Zweifel glaubte er, ich sei einer seiner größten Feinde.

Allerdings war ich der unschuldige Augenzeuge seines Verbrechens gewesen, und hauptsächlich in Folge meiner Aussage war er verurtheilt worden; aber ich war nicht rachsüchtig. Ich hätte ihm gern das furchtbare Schicksal, welches er erleiden sollte, ersparen mögen — wenigstens die Qualen desselben.

Wir langten auf dem Platze an. Es waren schon vor uns Leute da, welche die Holzscheite zusammentrugen und um den Stamm des Baumes herum aufschichteten; Andere schlugen Feuer an. Einige scherzten und lachten und Manche ergingen sich in Ausdrücken des Hasses gegen alle Farbigen.

Der junge Ringzold war ganz besonders thätig — er war ein wilder Jüngling — fast erwachsen, von ziemlich wilder, schroffer Gemüthsart, die überhaupt der ganzen Familie eigen war.

Ich wußte, daß dieser junge Mann Zuneigung zu meiner Schwester hatte. Oft hatte ich dies bemerkt, und er konnte kaum seine Eifersucht gegen

Andere verbergen, welche in ihre Nähe kamen. Sein Vater war der reichste Pflanzer in der Niederlassung und der auf diese Ueberlegenheit stolze Sohn glaubte, er müsse überall willkommen sein.

Ich glaubte nicht, daß Virginia ihn mit ganz besonders günstigen Augen ansähe, obschon ich dies nicht mit Gewißheit sagen konnte. Es war dies ein zu zarter Punkt, als daß ich sie darüber hätte fragen können, denn die kleine Dame betrachtete sich schon als erwachsene Jungfrau.

Ringzold war weder hübsch noch liebenswürdig. Er war ziemlich intelligent, aber übermüthig gegen Alle, welche unter ihm standen — ein nicht ungewöhnlicher Fehler bei Söhnen reicher Leute. Er stand schon im Rufe, rachsüchtig zu sein.

Abgesehen hiervon, führte er auch ein ausschweifendes Leben und ward nur zu oft mit gemeiner Gesellschaft in der Hahnengrube des Waldes angetroffen.

Ich für meine Person war ihm nicht gut. Ich suchte seine Gesellschaft niemals. Er war allerdings älter als ich, aber dies war nicht der Grund. Seine Gemüthsart gefiel mir nicht. Nicht so war es mit meinen Aeltern. Diese ermuthigten ihn Beide, unser Haus zu besuchen. Beide wünschten ihn wahrscheinlich zu ihrem künftigen Schwiegersohne. Sie sahen

keine Fehler an ihm. Der Glanz des Goldes äußert einen blendenden Einfluß auf das menschliche Auge.

Dieser junge Mann war also einer der Eifrigsten für die Bestrafung des Mulatten und thätig bei den Anstalten dazu. Seine Thätigkeit hatte ihren Grund zum Theil in einem natürlichen Hange, grausam zu sein. Sowohl er als sein Vater waren als strenge Zuchtmeister bekannt, und an Massa Ringzold verkauft zu werden, war ein von jedem Sklaven in der Niederlassung gefürchtetes Schicksal.

Der junge Ringzold hatte aber auch noch einen andern Grund, sich auf diese Weise hervorzuthun. Er glaubte, er spiele durch diesen Beweis von Freundschaft für unsere Familie — für Virginia — den fahrenden Ritter. Er irrte sich. Solche unnöthige Grausamkeit gegen den Verbrecher ward von Keinem von uns gebilligt. Es war nicht wahrscheinlich, daß er dadurch ein Lächeln von meiner guten Schwester erkaufen würde. Der junge Mischling Powell war ebenfalls zugegen. Als er das Geschrei der Verfolgung hörte, war er umgekehrt und stand jetzt unter der Menge als Zuschauer, ohne jedoch Theil an dem Vorgange zu nehmen.

Gerade in diesem Augenblicke ruhte Ringzold's Auge auf dem Indianerknaben, und ich bemerkte, daß

es sofort von einem seltsamen Ausdrücke glühete. Er war bereits von allen Nebenumständen des Falles unterrichtet. Er sah in dem dunkelfarbenen Jünglinge den tapferen Lebensretter Virginiens; aber es war nicht Dankbarkeit, mit der er ihn betrachtete. Ein anderes Gefühl arbeitete in seiner Brust, wie sich deutlich an dem verächtlichen Lächeln wahrnehmen ließ, welches seine Lippen umspielte. Noch deutlicher gab es sich durch die rohen Worte kund, welche folgten:

„Heda! Rothhaut!“ rief er, sich zu dem jungen Indianer wendend, „hast Du nicht vielleicht auch mit Schuld und Theil an dieser Sache? — Wie, Rothhaut?“

„Rothhaut!“ rief der Mischling im Tone der Entrüstung, indem er gleichzeitig seinem Beleidiger stolz gegenüber trat, „Rothhaut nennst Du mich? Meine Haut ist von besserer Farbe, als die Deine, Du feiger Lump!“

Kingzold's Gesichtsfarbe war ziemlich fahl. Der gegen ihn geführte Hieb traf. Nicht rascher ist der Blitz des Pulvers, als die Wirkung dieses Schlages war; aber sein Erstaunen, auf diese Weise von einem Indianer angerebet zu werden, hinderte ihn in Verbindung mit seiner Wuth einige Augen-

blicke lang, zu antworten. Andere kamen ihm zuvor und riefen:

„O, mein Gott — solche Worte von einem Indianer!“

„Sage das noch ein Mal!“ rief Ringzold, sobald er sich ein wenig gefaßt hatte.

„Ja wohl, wenn Du es wünschest — feiger Lump!“ rief der Mischling, die letzten beiden Worte nachdrücklich betonend.

Die Worte waren kaum gesprochen, so knallte Ringzold's Pistol. Die Kugel fehlte aber, und im nächsten Augenblicke hatten die beiden Gegner einander bei der Gurgel gepackt.

Beide stürzten nieder, der Mischling aber hatte den Vortheil. Er war obenauf und würde ohne Zweifel seinem weißen Gegner schnell den Garaus gemacht haben — denn die blanke Klinge blitzte schon in seiner Faust — aber das Messer ward ihm aus der Hand geschlagen und eine Menge herbeieilender Männer rissen die Ringenden auseinander.

Einige schrieen laut über den Indianerknaben und verlangten sein Leben; aber es waren auch Andere mit richtigeren Begriffen von Unparteilichkeit da, welche Zeugen der Herausforderung gewesen und trotz des Ansehens der Ringzold's nicht zugeben

wollten, daß der muthige Knabe geopfert würde. Ich hatte beschlossen, ihn, so weit ich es im Stande wäre, in meinen Schutz zu nehmen.

Von welcher Art der Ausgang gewesen sein würde, ist schwierig zu errathen; gerade aber, als die Sache so weit gediehen war, ward eine plötzliche Diversion durch ein lautes Geschrei herbeigeführt. Der Gelbe Jafe war entwischt!

Dreizehntes Kapitel.

Die Verfolgung.

Ich sah mich um. Ja, allerdings — der Mulatte suchte das Weite. Der Zusammenstoß zwischen Ringgold und dem Indianer hatte die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und der Verbrecher war für den Augenblick vergessen. Das aus Powell's Hand geschlagene Messer war zu den Füßen des Gelben Jafe niedergefallen. In der Verwirrung unbeachtet, hatte er es aufgerafft, sich die Fesseln seiner Füße durchgeschnitten und die Flucht ergriffen, ehe ihn noch Jemand aufhalten konnte.

Mehrere haschten nach ihm, als er durch die zerstreuten Gruppen hindurchstob; da er aber nackt war, so entglitt er leicht wieder den Händen Derer, die ihn packen wollten, und mit einem Duzend

Sprünge hatte er die Menge hinter sich und rannte nach dem Ufer des See's.

Es schien ein wahnsinniger Versuch — ganz gewiß ward er niedergeschossen oder eingeholt. Doch wenn dies auch der Fall war, so war es doch nicht Wahnsinn, dem gewissen Tode und noch dazu einem solchen Tode zu entfliehen.

Schüsse knallten — anfangs nur aus Pistolen. Die Büchsen waren bei Seite gelegt worden und lehnten an den Bäumen und dem nahen Zaune.

Ihre Besitzer eilten jetzt, sie aufzuraffen. Eine nach der andern ward angelegt, und nun folgte ein rasches, scharfes Knattern, wie das Pelotonfeuer eines Corps Scharfschützen.

Es waren vielleicht gute Schützen unter der Versammlung — es waren einige der besten darunter — aber ein Mensch, welcher flieht, um dem Tode zu entinnen, und von einer Seite zur andern springt, um den Stümpfen und Büschen aus dem Wege zu gehen, bietet nur ein sehr unsicheres Ziel dar und der beste Schütze kann fehlen.

So schien es bei dieser Gelegenheit. Nachdem die letzte Büchse geknallt hatte, sah man den Fliehenden immer noch anscheinend unversehrt seinen Weg fortsetzen.

Einen Augenblick später sprang er in das

Wasser und schwamm fest nach dem jenseitigen Ufer.

Einige begannen ihre Flinten wieder zu laden; Andere, welche glaubten, es sei nicht Zeit genug dazu, warfen sie von sich und eilten, schnell Hüte, Röcke und Stiefel von sich werfend, nach dem See hinab und stürzten sich hinter dem Flüchtlinge in's Wasser.

In weniger als drei Minuten von dem Augenblicke an, wo der Mulatte sich aufgemacht, bildete sich ein neues Tableau. Der Platz, welcher der Schauplatz der Hinrichtung sein sollte, war vollständig verlassen. Die eine Hälfte der versammelten Menge stand am Ufer, laut schreiend und gestikulirend; die andere Hälfte — zusammen zwanzig Mann — waren in das Wasser gesprungen und schwammen in vollkommenem Schweigen, während nur ihre Köpfe allein über der Oberfläche sichtbar waren.

Darüber hinaus — volle fünfzig Schritte dem Vordersten voraus — zeigte sich jener einsame Schwimmer, der Gegenstand der Verfolgung. Sein schwarzes, verworrenes Lockenhaar war deutlich über dem Wasser sichtbar, und dann und wann zeigten sich sein gelber Hals und die Schultern, während er sich in dem verzweifeltsten Kampfe um's Leben weiter arbeitete.

Ein seltsames Bild war es und hatte viel Aehnlichkeit mit einer Hetzjagd — wenn der Hirsch dicht verfolgt in das Wasser flieht und die Hunde unter lautem Gebell kühn hinterdrein stürzen. — Bei der gegenwärtigen Jagd aber waren die Elemente noch weit aufregendere, denn sowohl das Wild als die Meute waren Menschen.

Nicht lauter Menschen — es waren auch Hunde darunter — Jagd- und Kettenhunde mischten sich unter die Menschen, dicht neben ihren Herren in eifriger Verfolgung. Ein seltsames Bild in der That!

Einzelne Schüsse wurden noch fortwährend vom Ufer abgefeuert. Mehrere Büchsen waren von den Zurückbleibenden wieder geladen worden, und dann und wann sah man das aufspritzende Wasser, wenn die Kugel weit hinter dem Schwimmer einschlug. Er brauchte in dieser Beziehung keine Gefahr mehr zu fürchten. Er war über das Reich der Büchsen hinaus.

Der ganze Vorgang hatte den Anschein eines Traumes. So plötzlich war der Gang der Ereignisse gewesen, daß ich kaum meinen Sinnen trauen und sie für wirklich halten konnte. Nur wenige Augenblicke zuvor lag der Verbrecher gebunden und hilflos da neben dem Scheiterhaufen, auf welchem er verbrannt werden sollte — jetzt schwamm er fern

und frei, und seine Fenster in hoffnungsloser Entfernung hinter ihm. Rasch war die Umwandlung gewesen — sie schien kaum wirklich zu sein. Aber nichtsdestoweniger war sie wirklich — denn das Auge konnte sich davon überzeugen.

Und auch sehr lange Zeit schwebte das Bild vor unsern Augen. Eine Verfolgung im Wasser ist eine ganz andere Sache, als eine Verfolgung auf dem trockenen Lande, und trotzdem, daß Leben und Tod auf dem Spiele standen, kamen doch Verfolger und Verfolgte nur langsam vorwärts.

Beinahe eine halbe Stunde lang waren wir, die wir auf dem Ufer zurückgeblieben waren, Zuschauer dieses eigenthümlichen Kampfes. Die hitzige Aufregung der ersten Augenblicke war vorüber, aber die Sache hatte Interesse genug, um eine starke Aufregung bis zuletzt wach zu halten, und Einige fuhren fort zu schreien und zu gestikuliren, obschon weder ihr Geschrei noch ihre Geberden auf irgend eine Weise Einfluß auf den Ausgang äußern konnten. Kein Wort der Ermuthigung hätte die Schnelligkeit der Verfolgung vermehren können und es bedurfte keines Zurufes, um den Flüchtling anzuspornen.

Wir, die wir unthätig blieben, hatten Zeit zum Nachdenken, und als wir uns die Sache überlegten,

ward es uns klar, weshalb der Ausreißer seine Flucht zu dem Wasser genommen hatte. Hätte er versucht, über die Felder hinweg zu entfliehen, so wäre er von den Hunden niedergerissen oder auch von schnellen Läufern eingeholt worden, denn es waren Viele da, die schneller waren als er. Dagegen gab es wenig bessere Schwimmer, und dies wußte er.

Aus diesem Grunde hatte er also dem Wasser den Vorzug vor dem Walde gegeben und allerdings schien seine Aussicht auf diese Weise auch besser zu sein.

Ganz entinnen aber konnte er nicht. Die Insel, nach welcher er schwamm, war ungefähr eine halbe Meile vom Ufer entfernt, jenseits derselben aber befand sich eine ununterbrochene Wasserfläche von mehr als einer englischen Meile Breite. Die Insel erreichte er wahrscheinlich eher, als irgend einer seiner Verfolger; aber was dann? Hatte er die Absicht, dort zu bleiben, in der Hoffnung, sich unter dem Gebüsch zu verstecken? Die mehrere Acker Flächenraum haltende Insel war mit dicht neben einander stehenden großen Bäumen bedeckt. Einige standen dicht am Ufer. Ihre Zweige waren mit silberner *Tillandsia drapirt* und hingen über das Wasser. Aber was nützte das? Vielleicht war Deckung genug da, um einen Bären oder gehezten

Wolf zu verbergen, aber nicht für einen gehezten Menschen — nicht für einen Sklaven, welcher das Messer gegen seinen Herrn gezückt. Nein, nein, jeder Zoll des Dickichts ward durchsucht und durch Verstecken konnte er nicht erinnen.

Vielleicht war er bloß gesonnen, sich der Insel als Ruheplatz zu bedienen und, nachdem er ein wenig Athem geschöpft, sich wieder in's Wasser zu stürzen und nach dem entgegengesetzten Ufer weiter zu schwimmen.

Für einen starken Schwimmer war es auch möglich, es zu erreichen, aber ganz gewiß nicht für ihn. Es lagen Piroguen und Rähne auf dem Flusse, sowohl stromaufwärts als stromabwärts. Schon waren mehrere der Verfolger darnach gegangen, und lange zuvor, ehe er sich über diese breite Fläche hinüberarbeiten konnte, ward der Wasserspiegel von wenigstens einem halben Duzend Kielen durchfurcht. Nein, nein — er konnte nicht enttrinnen. Entweder auf der Insel oder in dem Wasser jenseits derselben mußte er in die Hände der Verfolger fallen.

So folgerten die Zuschauer, während sie die Verfolgung beobachteten.

So wie die Schwimmer sich der Insel näherten, stieg die Aufregung immer höher. Es ist dies bei dem Herannahen einer Krise jedes Mal der Fall,

und eine Krisis war nahe, obschon nicht eine solche, wie die Zuschauer erwarteten. Sie erwarteten, den Flüchtling das Land erreichen, das Ufer erklettern und unter den Bäumen verschwinden zu sehen. Sie erwarteten, seine Verfolger dicht hinter ihm ebenfalls an's Land klettern zu sehen und von seiner Gefangennehmung zu hören, ehe er noch durch die Waldung hindurchkommen und auf der andern Seite wieder in das Wasser gelangen konnte.

Eine solche Krisis ungefähr war es, die sie erwarteten, und sie konnte nicht mehr fern sein, denn der Mulatte war jetzt dicht am Rande der Insel. Noch wenige Ruderschläge mußten ihn an's Land bringen. Er schwamm schon in dem schwarzen Schatten der Bäume — es war, als ob die Aeste bis auf seinen Kopf herabgingen — als ob er nur hätte die Hände auszustrecken brauchen, um sie zu fassen. Die Hauptmasse seiner Verfolger war noch über fünfzig Schritte hinter ihm zurück, Einige aber, die sich den Andern vorausgearbeitet hatten, befanden sich innerhalb der Hälfte dieser Entfernung. Von dem Plage aus, wo wir sie sahen, schienen sie weit näher zu sein; ja, es war sogar leicht, zu glauben, daß sie neben ihm schwammen und ihn jeden Augenblick fassen könnten.

Die Krisis nähete heran, aber nicht die, welcher

man entgegengesehen. Die Verfolgung sollte sich ganz anders enden, als Zuschauer oder Verfolger erwartet hatten. Der Verfolgte selbst ahnte nicht das Schicksal, das ihm so nahe bevorstand — ein Schicksal, welches entsetzlich, aber wohlverdient war.

Der Schwimmer ruderte durch den Gürtel von schwarzen Schatten hindurch. Wir erwarteten, ihn den nächsten Augenblick unter die Bäume hineinfliegen zu sehen, als wir plötzlich sahen, daß er uns die Seite zuehrte und seine Richtung längs dem Rande der Insel hin nahm.

Wir beobachteten dieses Manöver mit einigem Erstaunen; wir konnten es uns nicht erklären. Es war offenbar zum Vortheile der Verfolger, welche nun in schräger Linie schwammen, um ihm den Weg abzuschneiden.

Was konnte sein Beweggrund sein? Hatte er verfehlt, einen Landungsplatz zu finden? Wenn dies aber auch der Fall war, so hätte er doch die Zweige fassen und auf diese Weise sich an's Land ziehen können.

Ha! unsere Muthmaßungen werden beantwortet! Da drüben ist die Antwort. Jener braune Gegenstand, welcher auf dem schwarzen Wasser schwimmt, ist nicht der Stamm eines abgestorbenen Baumes. Er ist nicht todt; er hat Leben und Bewegung.

Sehet, er nimmt eine Form an — die Form des großen Sauriers, des gräßlichen Alligators!

Sein riesiger Rachen ist weit geöffnet, sein Schwanz steht emporgerichtet, nur seine Brust ruht auf dem Wasser. Auf diesem dreht er sich, wie auf einem Zapfen, im Kreise umher, schwingt seinen Schwanz in der Luft und peitscht dann und wann den Schaum in die Höhe. Sein Brüllen hallt von dem fernen Ufer wider; der See erzittert von dem heisern Bariton, die Waldbögel flattern und kreischen, und der weiße Kranich steigt krächzend in die Luft.

Die Zuschauer stehen entsetzt. Die Verfolger haben im Wasser Halt gemacht und schwimmen nicht weiter. Ein einziger Schwimmer mühet sich weiter. Es ist der, welcher schwimmt, um sein Leben zu retten.

Und er ist es auch, auf den die Augen des Alligators geheftet sind. Warum auf ihn mehr, als auf die Andern? Sie sind Alle gleich nahe. Ist es die Hand Gottes, welche Rache nimmt? Noch eine Umdrehung, noch ein Hieb mit dem starken Schwanz und das ungeheure Thier stürzt sich auf sein Opfer.

Ich habe seine Verbrechen vergessen — ich habe fast Mitleid mit ihm. Ist für ihn keine Aussicht

auf Entrinnen vorhanden? Sehet, er hat den Ast einer Lebensleiche ergriffen; er ist bemüht, sich in die Höhe zu heben — über das Wasser, über die Gefahr. Der Himmel stärkte seine Arme!

Ha, es wird zu spät sein; schon berührt der geöffnete Rachen — was frachte denn da? Der Ast ist gebrochen!

Er sinkt zurück auf die Wasserfläche — darunter. Er ist nicht mehr sichtbar — er ist untergesunken, und ihm nach mit offenem, gierigem Rachen schießt die riesige Eidechse. Beide sind unsern Augen entschwunden.

Der Schaum schwimmt wie ein weißes Tuch auf den Wellen und hängt sich an die Blätter des gebrochenen Astes. Wir lauern mit begierigen Augen. Kein Kiesel bleibt unbeobachtet; aber keine neue Bewegung stört die Oberfläche, keine Regung ist bemerkbar, keine Gestalt taucht auf und die Wellen glätten sich bald wieder über der Stelle.

Ohne Zweifel hat das Thier sein Werk beendet.

Wessen Werk? War es die Hand Gottes, welche Rache genommen hat? So sagen die Umstehenden.

Die Verfolger haben Kehrt gemacht und schwimmen wieder nach uns zu. Niemand hat Lust, sich unter die schwarzen Schatten dieser Inseleichen

hineinzuwagen. Sie müssen lange schwimmen, ehe sie das Ufer erreichen, und Einige von ihnen werden es kaum ermöglichen. Sie sind in Gefahr; doch nein, da drüben kommen die Rähne und Piroguen, die sie bald auffischen werden.

Sie haben die Boote gesehen und schwimmen langsam, oder lassen sich auf dem Wasser treiben und warten auf die Annäherung.

Sie werden eingenommen, Einer nach dem Andern, und Alle — sowohl Hunde als Menschen — werden jetzt nach der Insel gebracht.

Sie wollen die Nachsichtung fortsetzen — denn das Schicksal des Flüchtlings ist immer noch zweifelhaft. Sie landen — die Hunde werden in das Gebüsch geschickt, während die Männer sich um den Rand herum nach dem Schauplatz des Kampfes schleichen — Sie finden keine Spur noch Fährte am Ufer.

Aber auf dem Wasser zeigt sich eine. Etwas Schaum schwimmt noch — derselbe ist roth gefärbt — ohne Zweifel ist es das Blut des Mullatten. *veron laut de Einker'sel!*

„Alles in Ordnung, Jungens!“ schreit ein roher Bursche, „das ist Blut des Blauhäuters, dafür stehe ich. Er ist untergesunken — das läßt sich

nicht mehr bezweifeln. Verdammt wäre der Kerl!
Er hat uns den Spaß rund und rein verdorben.“

Dieser Scherz wird mit lautem Gelächter aufgenommen.

Auf solche Weise sprachen die Menschenjäger,
als sie von der Jagd zurückkehrten.

Vierzehntes Kapitel.

Kingzold's Rache.

Nur die roheren Gemüther gaben sich diesen unzeitigen Frevelreden hin. Andere von gebildeterem Geiste betrachteten das Ereigniß mit gebührendem Ernste — Einige sogar mit einem Gefühle von Ehrfurcht und Grauen.

Ganz gewiß schien es, als ob die Hand Gottes sich eingemischt hätte — so angemessen war die Züchtigung — fast als ob der Verbrecher durch sich selbst ungetommen wäre.

Es war ein entsetzlicher Tod, aber weit weniger schwer zu erdulden als der, welchen die Menschen beschlossen hatten. Der Allmächtige war barmherziger gewesen und hatte, indem er auf diese Weise die

Strafe des Verbrechers milderte, seinen menschlichen Richtern einen Verweis ertheilt.

Ich sah mich nach dem jungen Indianer um. Ich freute mich, zu finden, daß er sich nicht mehr unter der Menge befand. Sein Streit mit Ringzold war unterbrochen worden, aber ich fürchtete, daß er noch nicht beendet sei. Die Worte des Indianers hatten einige der Weißen erbittert, und seine Anwesenheit war die Ursache, daß der Verbrecher Gelegenheit gefunden hatte, zu entkommen. Ohne Zweifel, wäre der Letztere wirklich entronnen, so wäre von der Sache noch mehr Aufgehens gemacht worden, und selbst wie die Sache so stand, war ich in Bezug auf die Sicherheit des kühnen Mischlings nicht ohne Besorgniß. Er war nicht auf seinem eigenen Grunde und Boden — die andere Seite des Flusses war das Indianergebiet, und deshalb konnte er leicht als ein Eindringling betrachtet werden.

Allerdings lebten wir mit den Indianern in Frieden, aber nichtsdestoweniger herrschte genug feindseliges Gefühl zwischen den beiden Racen. Alte in dem Kriege von 1818 geschlagene Wunden eitereten noch.

Ich kannte Ringzold's rachsüchtigen Charakter

— er war in den Augen seiner Kameraden gedemüthigt worden, denn während des kurzen Ringkampfes war der Mischling im Vortheil gewesen. Ringzold ließ die Sache ganz gewiß nicht ruhen, sondern suchte sich zu rächen.

Ich freuete mich daher, als ich bemerkte, daß der Indianer den Ort verlassen hatte. Vielleicht hatte er selbst Gefahr beforgt und war über den Fluß zurückgegangen. Hier war er sicher vor Verfolgung. Selbst Ringzold wagte nicht, ihm auf die andere Seite zu folgen, denn die Gesetze des Vertrags hätten nicht ungestraft übertreten werden können. Selbst die rücksichtslosesten Squatter mußten dies. Ein Indianerkrieg wäre dadurch hervorgerufen worden, und die Staatenregierung hatte, obschon sie durchaus nicht allzugewissenhaft war, damals andere Pläne im Werke.

Ich drehete mich um und wollte nach Hause gehen, als mir einfiel, daß ich Ringzold anreden und meine Mißbilligung seines Benehmens zu erkennen geben wollte. Ich war entrüstet über die Art und Weise, auf welche er gehandelt — gerade zornig genug, um meine Meinung auszusprechen. Ringzold war älter als ich und größer, aber ich fürchtete mich nicht vor ihm. Im Gegentheil mußte ich, daß er sich eher vor mir fürchtete. Die Belei-

digung, die er einem Menschen angethan, der nur eine Stunde vorher für uns das Leben gewagt, hatte mein Blut hinreichend aufgereggt, und ich war entschlossen, ihm deswegen Vorwürfe zu machen.

In dieser Absicht drehete ich mich wieder nach der Menge herum, um ihn zu suchen. Er war nicht da.

„Habt Ihr Arens Ringgold gesehen?“ fragte ich den alten Dickman.

„Ja, er ist eben fort,“ war die Antwort.

„In welcher Richtung?“

„Stromaufwärts. Ich sah ihn mit Bill Williams und Ned Spence fortgaloppiren — sie schienen Etwas vorzuhaben.“

Ein peinlicher Argwohn durchzuckte mich.

„Dickman,“ fragte ich, „wollt Ihr mir auf eine Stunde Euer Pferd borgen?“

„Mein altes Thier? O, ganz gewiß — auf einen Tag, wenn Ihr es haben wollt. Aber, lieber Georg, Ihr könnt doch nicht mit Eurem verwundeten Arme reiten?“

„O ja; helft mir nur in den Sattel.“

Der alte Jäger that, wie ich begehrte, und nachdem wir noch einige Worte gewechselt, ritt ich in der Richtung stromaufwärts fort.

Weiter oben am Flusse befand sich eine Fähre,

und an dem Landungsplatze derselben hatte der junge Indianer wahrscheinlich sein Kanoe zurückgelassen. In dieser Richtung mußte er daher gehen, um wieder nach Hause zu gelangen, und in dieser Richtung mußte Ringzold nicht gehen, um nach seiner Wohnung zurückzukehren, denn der Weg nach der Plantage Ringzold lag gerade entgegengesetzt.

Dies war der Grund des Argwohns, der in mir aufstieg, als ich hörte, daß Letzterer stromaufwärts gegangen war. Unter den gegenwärtigen Umständen sah dies nicht gut aus und in solcher Gesellschaft noch schlechter, denn ich erkannte in den Namen, welche Dickman genannt, zwei der verworfensten Jünglinge in der Niederlassung. Ich wußte, daß sie Ringzold's Kameraden oder vielmehr Kreaturen waren.

Ich argwohnte, daß sie dem Indianer nachgesetzt wären, und natürlich in schlimmer Absicht. Es war kaum eine Muthmaßung; ich war fast überzeugt davon, und als ich längs des Flußweges hinritt, ward ich in meinem Glauben bestärkt. Ich sah die Spuren ihrer Pferde längs des Weges, der nach der Fähre führte, und dann und wann erkannte ich auch den Abdruck des indianischen Moccasins, wo er seine nasse Spur im Staube zurückgelassen hatte.

Ich wußte, daß seine Kleider noch nicht an ihm

getrocknet waren, und die Moccasins mußten von Wasser noch ganz durchdrungen sein.

Ich trieb das alte Pferd zur größten Eile an. Als ich mich dem Landungsplatze näherte, konnte ich Niemanden sehen, denn es standen Bäume rings herum; aber der Klang lauter, zorniger Stimmen bewies, daß ich recht vermuthet hatte.

Ich blieb nicht halten, um zu horchen, ritt aber, indem ich mein Pferd abermals antrieb, weiter. An einer Biegung des Weges sah ich drei Pferde an die Bäume gebunden. Ich wußte, daß es die Ringzold's und seiner Kameraden waren, konnte mir aber nicht denken, warum sie dieselben verlassen hätten.

Ich machte nicht Halt, um lange Vermuthungen anzustellen, sondern galoppirte weiter nach dem Landungsplatze. Ganz so, wie ich erwartet, waren die Drei da — der Mischling war in ihren Händen!

Sie hatten ihn unversehens beschlichen, deshalb hatten sie ihre Pferde zurückgelassen — und ihn gepackt, gerade als er im Begriffe stand, in sein Kanoe zu steigen. Er war unbewaffnet — denn die Büchse, welche ich ihm gegeben, war noch naß und der Mullah war mit seinem Messer davongelaufen — er konnte keinen Widerstand leisten und ward deshalb sofort festgenommen.

Seine Feinde waren rasch zu Werke gegangen,

denn sie hatten ihm schon sein Jagdhemd abgerissen und ihn an einen Baum gebunden. Sie standen eben im Begriffe, ihren Groll an ihm auszulassen und ihn auf den bloßen Rücken mit den Peitschen zu geißeln, welche sie in ihren Händen trugen. Ohne Zweifel würden sie davon furchtbaren Gebrauch gemacht haben, wenn ich nicht zeitig genug hinzugekommen wäre.

„Schämt Euch, Arcus Ringzold, schämt Euch!“ rief ich, als ich heranritt. „Das ist feig und niederträchtig, und ich werde es der ganzen Niederlassung erzählen.“

Ringzold stammelte eine Entschuldigung, ward aber durch mein plötzliches Erscheinen augenscheinlich stutzig gemacht.

„Der verdamnte Indianer verdient es,“ grollte Williams.

„Wofür denn, Master Williams?“ fragte ich.

„Weil er sich unterstanden hat, auf so unverschämte Weise sein Maul aufzuthun.“

„Er hat hier Nichts zu suchen!“ stimmte Spence ein. „Er hat nicht das Recht, auf diese Seite des Flusses zu kommen.“

„Und Ihr habt kein Recht, ihn zu schlagen, weder auf dieser noch auf jener Seite — Ihr habt dazu nicht mehr Recht, als mich zu schlagen.“

„Dho, das könnte allenfalls auch geschehen!“ sagte Spence in einem hämischen Tone, welcher mein Blut in Wallung brachte.

„Nicht so leicht!“ rief ich, indem ich von dem alten Pferde heruntersprang und näher hinzulief.

Mein rechter Arm war noch gesund. Um auf alle Fälle nicht unbewaffnet zu sein, hatte ich das Pistol des alten Hickman geborgt und hielt es in der Hand.

„Nun, meine Herren,“ sagte ich, indem ich mich neben den Gefangenen stellte, „nun fangt an zu schlagen, aber laßt es Euch gesagt sein, der Erste, welcher ausholt, bekommt von mir eine Kugel vor den Schädel!“

Ob schon sie nur noch Knaben waren, so waren doch alle Drei mit Messer und Pistol bewaffnet, wie dies damals Gebrauch war. Spence schien von den Dreien am meisten geneigt zu sein, seine Drohung auszuführen; er aber und Williams sahen, daß Kingzold, ihr Anführer, sich schon zurückgezogen hatte, denn der Letztere hatte Etwas zu verlieren, was mit seinen Kameraden nicht der Fall war. Ueberdies hatte er auch noch andere Gedanken sowohl als Befürchtungen für seine persönliche Sicherheit.

Das Ergebniß war, daß alle Drei, nachdem sie gegen meine unberufene Einmischung in einen Streit,

der mich Nichts anginge, protestirt, auf zornige und etwas ungeschickte Weise den Schauplatz verlassen.

Der junge Indianer ward bald aus seiner unangenehmen Lage erlöst. Er sprach nur wenige Worte, aber seine Blicke gaben seine Dankbarkeit auf beredte Weise zu erkennen. Als er mir beim Scheiden die Hand drückte, sagte er :

„Kommt auf die andere Seite jagen, so oft Ihr Lust dazu habt — kein Indianer wird Euch Etwas zu Leide thun — in dem Lande der rothen Männer seid Ihr willkommen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Räume.

Eine auf diese Weise geschlossene Bekanntschaft konnte nicht leicht hin wieder abgebrochen werden. Konnte sie anders enden als in Freundschaft? Dieser Mischling war ein edler Jüngling, der Keim eines Gentleman. Ich beschloß, seine Einladung anzunehmen und ihn in seiner Waldheimath zu besuchen.

Die Hütte seiner Mutter, sagte er, stand auf der andern Seite des Sees in nicht weiter Entfernung. Ich würde sie an dem Ufer eines kleinen Flusses finden, der sich in den Hauptstrom ergösse, oberhalb der Stelle, wo der letztere sich ausbreitet.

Ich fühlte eine geheime Freude, als ich diese Weisungen anhörte. Ich kannte den Fluß, von welchem er sprach. Erst vor kurzer Zeit war ich in mei-

nem Boote denselben hinaufgesehelt. An seinen Ufern aber hatte ich jene schöne Vision gesehen — die Waldnymph, deren Schönheit meiner Phantasie immer gegenwärtig war. War es Malimee?

Ich wünschte sehr, hierüber Gewißheit zu haben. Ich wartete nur auf das Heilen meiner Wunde — bis mein Arm wieder stark genug wäre, um das Ruder zu führen. Ich war ungeduldig, daß es so lange dauerte, aber die Zeit verging und ich war wiederhergestellt.

Ich wählte einen schönen Morgen zu dem versprochenen Besuche und war bereit, aufzubrechen. Ich hatte keine Begleiter als meine Hunde und meine Kugelbüchse. Ich stand schon neben meinem Boote und war im Begriffe hineinzusteigen, als ich, indem ich mich noch ein Mal herumdrehete, meine Schwester erblickte. Die arme kleine Virginie! Sie hatte Etwas von ihrer gewohnten Heiterkeit verloren und schien sich in der letzten Zeit sehr verändert zu haben. Sie hatte den furchtbaren Schrecken noch nicht überwunden — seine Folgen zeigten sich in ihrer nachdenklicheren Haltung.

„Wohin willst Du, Georg?“ fragte sie, als sie herankam.

„Muß ich es sagen, Virginie?“

„Entweder mußt Du mir es sagen oder mich mitnehmen.“

„Was? In den Wald?“

„Und warum nicht? Ich möchte gern einmal einen Spaziergang im Walde machen. Böser Bruder! Du thust mir niemals meinen Willen.“

„Aber, Schwester, Du hast dies ja noch niemals verlangt.“

„Wenn auch — Du hättest es wissen können, daß ich es wünschte. Wer würde nicht wünschen, in dem Walde umherzuschweifen? O, ich wollte, ich wäre ein wilder Vogel, oder ein Schmetterling, oder irgend ein anderes Geschöpf mit Flügeln. Ich würde alle diese schönen Wälder durchflattern, ohne von Dir zu verlangen, daß Du mich führen solltest, egoistischer Bruder!“

„Jeden andern Tag, Virginie, aber heute —“

„Nun, warum nicht heute? Der Tag ist ja schön!“

„Nun, ich will Dir's nur sagen, Schwester — der Wald ist eigentlich nicht das Ziel meines Ausflugs.“

„Wo willst Du denn sonst hin, Georg?“

„Ich will den jungen Powell in der Hütte seiner Mutter besuchen. Ich habe es ihm versprochen.“

„Ha!“ rief meine Schwester, indem sie plötzlich

die Farbe wechselte und einen Augenblick lang nachdenklich stehen blieb.

Der Name hatte sie wieder an jenes gräßliche Ereigniß erinnert. Es that mir leid, daß ich ihn genannt hatte.

„Ach, Bruder,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „es giebt Nichts, was ich mehr wünschte zu sehen, als einen indianischen Wigwam — Du weißt, daß ich noch nie einen gesehen habe. Mein guter, lieber Georg, ich bitte Dich, nimm mich mit.“

Es lag eine Innigkeit in dieser Bitte, der ich nicht widerstehen konnte, obschon ich lieber allein gegangen wäre. Ich hatte ein Geheimniß, welches ich auch nicht einmal meiner mich zärtlich liebenden Schwester anvertrauen wollte. Ueberdies hatte ich ein unklares Gefühl, daß ich sie nicht so weit von unserm Hause hinweg in eine Gegend mitnehmen dürfte, welche ich selbst noch so wenig kannte.

Sie bat mich zum zweiten Male.

„Wenn die Mutter es erlaubt —“

„Ach, Unsinn, Georg! — Mama wird nicht böse sein. Was sollen wir erst nach dem Hause zurückkehren? Du siehst, daß ich bereit bin — ich habe meinen Sonnenhut auf. Wir können wieder dasein, ehe man uns vermißt — Du hast mir gesagt, es wäre nicht weit.“

„Steig' ein, Schwester; setz' Dich in den Stern.
Da — joho! es geht fort!“

Die Strömung war nicht sehr stark, und nach halbständigem Rudern gelangte das Boot an die Mündung der Bucht. Wir bogen in dieselbe ein und ruderten weiter stromaufwärts.

Es war ein schmaler Fluß, aber hinreichend tief, um Boot oder Kanoe zu tragen. Die Sonne schien sehr heiß, aber ihre Strahlen konnten uns nicht treffen. Sie wurden durch die Tupelobäume aufgefangen, welche an den Ufern wuchsen, so daß die dichtbelaubten Zweige über dem Wasser fast zusammentrafen.

Eine halbe Meile von der Mündung der Bucht näherten wir uns einer Klärung. Wir sahen angebaute Felder. Wir bemerkten Mais und süße Kartoffeln, Mohn, Melonen und Kürbisse. Nicht weit von dem Ufer stand ein Wohnhaus von ziemlicher Größe, von einer Einhegung umgeben, mit kleineren Häusern dahinter. Es war von Holz erbaut — etwas antik in seiner äußern Erscheinung mit einem Porticus, dessen Säulen mit roher Schnitzarbeit verziert waren. Auf dem Felde arbeiteten Sklaven, das heißt, es waren Schwarze darauf zu sehen und auch einige rothe Männer — Indianer!

Die Pflanzung eines weißen Mannes konnte es

nicht sein — auf dieser Seite des Flusses gab es keine. Ein reicher Indianer mußte nach unserer Vermuthung hier wohnen, dem das Land und die Slaven gehörten. Wir wurden dadurch weiter nicht überrascht — wir wußten, daß es deren viele gab. Aber wo war die Hütte unseres Freundes? Er hatte mir gesagt, sie stünde an dem Ufer des Flusses, nicht über eine halbe Meile von der Mündung desselben entfernt. Waren wir daran vorbeigekommen, ohne sie zu sehen, oder lag sie noch höher hinauf?

„Sollen wir hier anhalten und fragen, Virginie?“

„Wer steht denn da in der Vorhalle?“

„Ja, Deine Augen sind besser als die meinen, Schwester; es ist der junge Indianer selbst. Aber er wohnt doch nicht hier? Das ist ja weder ein Wigwam noch eine Hütte. Vielleicht ist er auf Besuch hier. Doch sieh'! er kommt auf uns zu.“

Während ich sprach, trat der Indianer aus dem Hause und kam rasch auf uns zu. Nach wenigen Secunden stand er an dem Ufer und winkte uns nach einer Stelle, wo wir landen konnten. Wie früher war er schön gekleidet, mit gefiedertem Kopfsputz und reichgestickten Gewändern. Als er so über uns auf dem Ufer stand und seine schöne Gestalt sich gegen den Himmel abzeichnete, hatte er ganz das Ansehen eines wilden Kriegers in Miniatur. Obschon nur

noch Knabe, sah er doch prächtig und malerisch aus. Ich beneidete ihn fast um sein wildes Costüm.

Meine Schwester schien ihn mit Bewunderung zu betrachten, obschon ich auch zugleich eine gewisse Angst in ihrem Blicke zu erkennen glaubte. Aus der Art und Weise, auf welche sie bald roth, bald blaß ward, glaubte ich zu erkennen, daß seine Gegenwart sie wieder an jene Scene erinnerte, und wieder bedauerte ich, daß sie mich begleitet hatte.

Er schien durch unsere Ankunft durchaus nicht in Verlegenheit gesetzt zu werden. Ich habe unter Weißen und selbst unter Solchen, welche Ansprüche auf guten Ton machten, in dieser Beziehung ganz andere Erfahrungen erlebt. Dieser junge Indianer war so kaltblütig und gesammelt, als ob er uns erwartet hätte, was gleichwohl nicht der Fall war. Wenigstens konnte er nicht uns Beide erwartet haben.

Es lag in unserm Empfange aber keine erheuchelte Kälte. Sobald wir nahe genug gekommen waren, faßte er das Boot, zog es dicht auf den Landungsplatz und half uns mit der Höflichkeit eines vollendeten Gentleman beim Aussteigen.

„Ihr seid willkommen,“ sagte er, „willkommen!“ Und dann wendete er sich mit einem fragenden Blicke zu Virginien und setzte hinzu:

„Ich hoffe, daß die Gesundheit der Senorita vollständig wiederhergestellt ist. Was die Cure betrifft, Sir, so brauche ich nicht zu fragen. Daß Ihr Euer Boot so weit gegen die Strömung habt rudern können, ist ein Beweis, daß Ihr Euern Unfall vollständig überwunden habt.“

Das Wort „Senorita“ verrieth eine Spur von den Spaniern, einen Ueberrest von jenen Beziehungen, die früher zwischen den Seminole-Indianern und der iberischen Race bestanden hatten. Selbst in dem Costüm unseres neuen Bekannten waren gewisse Gegenstände andalusischen Ursprungs zu bemerken — das an seinem Halse hängende silberne Kreuz, die Schärpe von scharlachrother Seide um seinen Gürtel, und die lange dreieckige Klinge, welche dahinter in ihrer Scheide hing.

Auch die Umgebung hatte einen gewissen spanischen Anstrich. Es waren exotische Pflanzen da, die China-Orange, die prachtvollste Papaya, die Capsicum und Liebesäpfel (tomatoes), welche fast für charakteristische Kennzeichen der Heimath des spanischen Kolonisten gelten können.

Auch das Haus selbst zeigte Spuren von castilischer Arbeit. Das Schnitzwerk war nicht indianisch.

„Ist das Euer Haus?“ fragte ich ein wenig verlegen.

Er hatte uns willkommen geheißen, aber ich sah keine Hütte; vielleicht irrte ich mich.

Seine Antwort beseitigte meine Zweifel. Es war seine Heimath — das Haus seiner Mutter — sein Vater war schon längst todt — die Familie zählte nur noch drei Personen — seine Mutter, seine Schwester und ihn selbst.

„Und diese,“ fragte ich, indem ich auf die Arbeiter zeigte.

„Sind unsere Sklaven,“ antwortete er lächelnd. „Ihr seht, daß wir Indianer allmählig auch die Gebräuche der Civilisation annehmen.“

„Aber es sind ja nicht lauter Neger — es sind auch rothe Männer darunter — sind diese auch Sklaven?“

„Ja, sie sind Sklaven wie die Andern. Ich sehe, daß Ihr Euch wundert. Sie sind nicht von unserm Stamme. Es sind Yamassees. Unser Volk besetzte sie vor langer Zeit und Viele von ihnen sind noch Sklaven.“

Wir waren an dem Hause angelangt. Seine Mutter kam uns an der Thür entgegen — eine Frau von rein indianischer Race, die augenscheinlich einmal einen hohen Grad von Schönheit besessen hatte. Sie war noch jetzt eine ganz angenehme Er-

scheinung — gut gekleidet, obschon nach Indianerweise — mütterlich — intelligent.

Wir traten ein — Hausgeräthschaften — Jagdtrophäen in spanischem Style, eine Guitarre — ha! auch Bücher!

Meine Schwester und ich waren nicht wenig überrascht, unter dem Dache eines Indianers diese Symbole der Civilisation zu finden.

„Ha!“ rief der Jüngling, als ob ihm plötzlich Etwas einfiel, „ich freue mich, daß Ihr gekommen seid. Eure Moccasins sind fertig. Wo sind sie, Mutter? Wo ist sie? Wo ist Maümee?“

Er hatte meinen Gedanken Worte geliehen.

„Wer ist Maümee?“ flüsterte Virginie.

„Ein Indianermädchen — seine Schwester, glaube ich.“

„Da drüben — sie kommt!“

Ein Fuß, kaum eine Spanne lang, ein Knöchel, der von dem gestickten Lappen des Moccasin zwei aufwärts weit divergirende Linien zeigt, eine Taille von herrlicher Biegung, ein Busen, der sich selbst unter der größten Hülle verrathen hätte, ein Gesicht von herrlich goldbrauner Farbe, durchsichtige Haut, korallenrothe Wangen, Lippen von gleicher Farbe, dunkle Augen und Brauen, lange halbmondförmige

Wimpern, Haar vom tiefsten Schwarz in muthwilliger Fülle.

Man denke sich eine solche Gestalt; man denke sie sich mit all' dem malerischen Putze angethan, den der indianische Scharfsinn erfinden kann; man denke sie sich mit einem Schritte herannahen, welcher mit dem eines stolzen arabischen Rosses wetteifert, und man hat einen Begriff — doch nein, von Maümee hat Niemand einen Begriff, der sie nicht gesehen.

Mein armes Herz — sie war es — meine Waldnymphe!

Ich hätte unter dem Dache dieses gastfreien Hauses lange verweilen können, aber meine Schwester schien sich nicht behaglich zu fühlen — als ob die Erinnerung an jenes unglückliche Abenteuer immer wieder in ihr auftauchte. Wir blieben blos eine Stunde; sie schien kaum halb so lang zu sein — so kurz aber auch die Zeit war, so wandelte sie mich doch in einen Mann um. Als ich wieder nach Hause zurückkehrte, fühlte ich, daß ich mein Auaßenherz zurückgelassen.

Sechzehntes Kapitel.

Die Insel.

Ich sehnte mich, das Indianerhaus wieder zu besuchen und mußte meinen Wunsch bald zu befriedigen. Mein Thun und Treiben war keinem Zwange unterworfen. Weder Vater noch Mutter kümmerten sich um meine täglichen Wanderungen; ich kam und ging wie ich Lust hatte, und ward in Bezug auf die Richtung, die ich genommen, selten befragt. Man glaubte, die Jagd sei der Zweck meiner Abwesenheit. Meine Hunde und meine Kugelbüchse, die ich stets mitnahm, und das Wildpret, welches ich gewöhnlich mit zurückbrachte, befriedigten jede Neugier.

Meine Jagdausflüge geschahen stets nach Einer Richtung hin — ich hätte Dies wohl kaum erst zu erwähnen gebraucht — stets über den Fluß. Immer

und immer wieder spaltete der Kiel meines Bootes die Fluthen der Bucht — immer und immer wieder, bis ich jeden Baum an ihren Ufern kannte.

Meine Bekanntschaft mit dem jungen Powell reifte bald zu einer festen Freundschaft. Fast täglich waren wir beisammen — entweder auf dem See oder in dem Walde als Jagdgefährten, und manches Reh und manchen wilden Truthahn erlegten wir; gemeinschaftlich. Der Indianerknabe war schon ein geübter Jäger und ich lernte manches Geheimniß in seiner Gesellschaft.

Ich entsinne mich recht wohl, daß die Jagd mir jetzt weniger Vergnügen machte als früher. Am liebsten war mir die Stunde, wenn die Jagd vorüber war und ich auf meinem Heimwege an dem Indianerhause Halt machte, wenn ich den mit Honig gesüßten Conté aus dem geschnitzten Kürbis trank — weit süßer noch durch die Hände, aus welchen ich den Becher erhielt — weit süßer noch durch das Lächeln der Person, welche mir ihn reichte — denn diese Person war Malimee.

Wochenlang — kurze Wochen schienen es zu sein —, schwelgte ich in diesem jungen Traume der Liebe. Ach, es ist wahr — in dem ganzen spätern Leben giebt es keine Freude, welche dieser gleichkäme. Ruhm und Macht sind nur Befriedigungen — nur

die Liebe allein ist Wonne — am reinsten und süßesten in ihrer jungfräulichen Blüthe.

Oft war Virginia meine Begleiterin auf diesen abenteuerlichen Waldausflügen. Sie hatte den Wald lieb gewinnen gelernt — sie sagte es und ging gern mit. Es gab Zeiten, wo ich lieber allein gegangen wäre, aber ich konnte ihr Nichts abschlagen. Sie hatte Anhänglichkeit zu Maïmee fassen gelernt. Ich wunderte mich darüber nicht.

Maïmee liebte meine Schwester ebenfalls — nicht in Folge einer Aehnlichkeit ihrer beiden Charaktere. In physischer Beziehung waren sie einander so unähnlich, wie zwei junge Mädchen einander nur sein können. Virginia war ganz blond und gold; Maïmee braun und dunkel. In intellectueller Hinsicht standen sie einander nicht näher. Die Erstere war schüchtern wie die Taube; die Letztere besaß einen kühnen Muth, wie der Falke. Vielleicht knüpfte dieser Contrast die Bande der Freundschaft, welche zwischen ihnen entstanden war, noch fester. Es ist dies keine Anomalie.

Einer Anomalie weit ähnlicher war mein Gefühl in Bezug auf die beiden. Ich liebte meine Schwester eben wegen der Sanftheit ihres Wesens. Ich liebte Maïmee um des Gegentheils willen; aber diese zwiefache Liebe war deutlich unterschieden — so unähnlich

wie die Gegenstände, durch welche sie hervorgerufen ward.

Während der junge Powell und ich jagten, blieben unsere Schwestern zu Hause. Sie schlenderten auf den Feldern, in den Hainen und im Garten umher. Sie spielten und sangen und lasen, denn Mäimee war — trotz ihres Costüms — keine Wilde. Sie hatte Bücher, eine Guitarre oder vielmehr eine Mandoline — eine spanische Reliquie — und war in Beidem unterrichtet worden. So weit als geistige Ausbildung ging, war sie ein geeigneter Umgang selbst für die Tochter eines stolzen Randolph.

Auch der junge Powell war eben so gut oder besser unterrichtet als ich. Ihr Vater hatte seine Pflicht nicht vernachlässigt.

Weder Virginia noch ich träumten je von einer Ungleichheit. Der Umgang ward von uns gewünscht und gesucht. Wir waren Beide noch zu jung, um Etwas von Rastengeist zu wissen. Bei unsern Freundschaften folgten wir blos dem Antriebe der unschuldigen Natur, und es fiel uns niemals ein, daß wir irre gingen.

Die Mädchen begleiteten uns häufig in den Wald und wir, die Jäger, wendeten Nichts dagegen ein. Wir gingen nicht immer, um dem weit umherschweifenden Hirsche nachzustellen. Eichhörnchen und anderes

kleines Wild waren weit öfter die Gegenstände unserer Verfolgung, und indem wir diesen folgten, brauchten wir uns nicht weit von unseren zarten Begleiterinnen zu entfernen.

Was Maimée betraf, so war sie eine Jägerin — eine kühne Reiterin, die vor Nichts zurückschreckte. Meine Schwester dagegen hatte bis jetzt kaum ein Pferd bestiegen.

• Allmählig gefiel mir die Eichhörnchenjagd am besten. Oft ließ ich meine Hunde daheim und es ward etwas Seltenes, daß ich Wildpret nach Hause brachte. Unsere Ausflüge beschränkten sich nicht auf den Wald. Die Wasservögel auf dem See, die Ibisse und weißen Kraniche waren oft die Opfer unseres Jagdeifers. In dem See lag eine schöne Insel — nicht die, welche der Schauplatz des Trauerspiels gewesen, sondern eine höher hinauf gelegene — in der Nähe der Stelle, wo der Fluß breit ward.

Ihre Fläche war von bedeutendem Umfange und stieg in der Mitte zu einem Hügel an. Zum größten Theile war sie mit Bäumen bewachsen, fast lauter Immergrün, wie zum Beispiel der Lebensleiche, der Magnolie, dem Mlicium und der wilden Orange, welche Alle in Florida heimisch sind.

Auch gab es hier Zanthophylonbäume mit ihren hervorragenden gelben Blüten; den wohlriechenden,

schönblühenden Corneliuskirschbaum und viele süßduftende Pflanzen und Sträucher, während die königliche Palme Alles hoch überragte und mit ihren sich weit ausbreitenden Blättern einen doppelten Baldachin von Grün bildete.

Die Bäume bildeten, obschon sie dicht beisammenstanden, doch kein eigentliches Dickicht. Hier und da ward der Weg durch Schmarozergewächse — ungeheuer wilde Weinreben, Bignonien, China- und Sarsaparillabüsche, Bromelien und wohlriechende Orchideen schwierig gemacht, die größeren Bäume aber standen gut getrennt, und in gewissen Zwischenräumen gab es Oeffnungen — niedliche Waldwiesen mit grünem Grassteppich und mit Blumen geschmückt.

Die schöne Insel lag ungefähr auf der Hälfte des Weges zwischen den beiden Wohnungen, und oft trafen der junge Powell und ich uns hier und machten sie zum Schauplatz unserer Kurzweil. Es gab Eichhörnchen unter den Bäumen und Truthühner — zuweilen fanden sich auch Rehe auf den Lichtungen, und von den bedeckten Ufern aus konnten wir eine bedeutende Verheerung unter dem Wassergeflügel anrichten, welches sich auf dem See herumtummelte.

Mehrmals hatten wir uns auf diesem neutralen Boden getroffen und zwar stets von unsern Schwestern begleitet.

Beide weilten gern an diesem lieblichen Orte. Sie pflegten den Hügel zu ersteigen und sich in den Schatten einiger hohen Palmen zu setzen, welche auf dem Gipfel wuchsen, während wir, die Jäger, in der von Wild besuchten Niederung blieben und den Wald von dem Knall unserer Büchsen widerhallen ließen.

Dann, wenn wir die Jagd satt hatten, war unsere Gewohnheit, den Hügel ebenfalls zu ersteigen und unsere Beute abzuliefern, besonders wenn wir so glücklich gewesen waren, irgend einen seltenen und schöngefiederten Vogel zu schießen, der stets ein Gegenstand der Neugier oder Bewunderung war. Was mich betraf, so hörte ich, mochte ich nun Glück haben oder nicht, stets eher auf, als mein Begleiter. Ich war nicht ein so eifriger Jäger wie er. Weit mehr Vergnügen machte es mir, mich neben den beiden Mädchen in's Gras zu strecken, und weit angenehmer als der Knall der Büchse war mir der Ton von Maümee's Stimme; weit schöner als der Anblick des Wildes war es, in Maümee's Augen zu schauen.

Und darüber, über Zuhören und Sehen hinaus, war meine Liebe noch niemals gegangen. Noch nie war ein Wort der Liebe zwischen uns gesprochen worden. Ich wußte nicht einmal, ob ich geliebt würde. Nicht

alle meine Stunden aber waren trübevoll; der Himmel war nicht immer rosenfarben.

Die Zweifel, ob meine jugendliche Leidenschaft erwidert würde, waren die Wolken dieses Himmels und stiegen oft empor, um mich zu beunruhigen. Um dieselbe Zeit ward ich auch durch eine andere Ursache beunruhigt.

Ich bemerkte, oder glaubte zu bemerken, daß Virginia ein inniges Interesse an Malmee's Bruder nahm und daß dieses Interesse erwidert ward.

Dieser Gedanke überraschte und schmerzte mich. Und dennoch konnte ich nicht sagen, worin der Grund zu diesem Schmerze und dieser Ueberraschung lag.

Ich habe gesagt, daß meine Schwester und ich noch zu jung waren, um Etwas von den Vorurtheilen des Ranges oder der Rasse zu wissen. Aber dies war nicht streng genommen wahr. Ich mußte nothwendig schon einen Instinkt haben, daß wir, indem wir mit unsern dunkelfarbigem Nachbarn Umgang pflogen, etwas Unrechtes thaten, denn wie hätte mich die Sache sonst beunruhigen können?

Ich bildete mir ein, daß Virginia dieses Gefühl mit mir theile. Wir fühlten uns Beide unbehaglich und dennoch vertrauten wir uns einander Nichts^{an}. Ich fürchtete, meiner Schwester auch nur meine Gedanken bekannt zu geben, und sie empfand ohne

Zweifel einen ähnlichen Widerwillen, ihr Geheimniß zu enthüllen.

Was mußte das Ergebniß dieser jungen Liebe sein, wenn sie sich überlassen blieb? Erstarb sie vielleicht mit der Zeit wieder? Stand zu erwarten, daß eine Stunde der Uebersättigung und Veränderung kommen oder daß sie ohne Unterbrechung dauernd werden würde? Wer weiß, was ihr Schicksal gewesen wäre, wenn man ihr vergönnt hätte, zu vollkommener Entwicklung zu gelangen! Aber dies geschieht niemals — sie wird stets unterbrochen.

Dies geschah auch mit der unfrigen. Die Krisis kam und dem süßen Umgange, den wir gepflogen, ward ein plötzliches Ende gemacht. Wir hatten unsern Eltern niemals Etwas davon gesagt, obschon wir gerade keine List angewendet hatten, es zu verbergen. Wir waren nicht gefragt worden, sonst hätten wir es sicherlich gestanden, denn wir waren gelehrt worden, immer streng an der Wahrheit zu halten. Man hatte aber keine Fragen an uns gerichtet; es war keine Verwunderung über unsere häufige Abwesenheit ausgesprochen worden. Die meinige als eines Jägers war sehr natürlich. Das einzige Sonderbare war, daß Virginia den Wald so lieb gewonnen und mir so oft Gesellschaft geleistet hatte.

Diese unbedeutende Verwunderung von Seiten

Man sah mir nach und ich wagte nicht, ein Lebehoch zu winken, obschon ein Gefühl der Trauer auf unserm Herzen lastete, — eine Ahnung, daß wir uns auf lange Zeit trennten — vielleicht auf immer.

Ach leider erwies sich diese Ahnung als eine richtige. Drei Tage später war ich schon auf dem Wege nach dem Norden, wo ich als Cadet in die Militairakademie von West Point eintrat. Meine Schwester ward ebenfalls in eins jener Institute gebracht, an welchen die Städte der Puritaner so reich sind.

Es dauerte lange, lange, bevor eins von uns das Blumenland wieder zu Gesichte bekam!

Siebzehntes Kapitel.

West Point.

Die Militairakademie in West Point ist die schönste Schule der Welt. Fürsten und Priester haben hier keine Macht; wahre Kenntniß wird gelehrt und muß gelernt werden bei Strafe der Verbannung. Der Graduirte geht hier als Gelehrter hervor, nicht wie aus Oxford und Cambridge als Papagei einer todten Sprache, als glatter Prosodiker und mechanischer Reimschmied idyllischer Verse, sondern als Kenner lebender Sprachen, als ein Mann, der die Wissenschaft studirt und die Kunst nicht vernachlässigt hat — als Botaniker, Zeichner, Geolog, Astronom, Ingenieur, Soldat — Alles — mit Einem Worte als ein Mann, der für die höheren Pflichten des socialen Lebens taugt, fähig zur Aufsicht und zum Befehlen, eben so wie zum Gehorchen und Vollziehen.

Hätte ich auch eine noch so große Abneigung gegen Bücher gehabt, so hätte ich doch in diesem Institut mich dem Müßiggange nicht hingeben können. In West Point giebt es keinen Dummkopf; hier gilt keine Rücksicht auf Familie und Vermögen. Der Sohn des Präsidenten würde fortgeschickt werden, wenn er nicht im Stande wäre, mit den Uebrigen Schritt zu halten, und aus Furcht vor Schande ward ich gezwungenermaßen ein fleißiger Schüler, der sich mit der Zeit den Beifall seiner Vorgesetzten erwarb.

Die Details der Erfahrung eines Cadetten haben kein großes Interesse. Sie bestehen aus einer Wiederholung eintöniger Pflichten, die in West Point blos etwas strenger sind als anderwärts und sich dann und wann von dem Slavenleben eines gemeinen Soldaten wenig unterscheiden.

Ich ertrug sie wacker — nicht als ob ich von großem militairischem Ehrgeize beseelt gewesen wäre, sondern blos von Eifersucht getrieben — ich verschmähetes, der Letzte in meiner Klasse zu sein.

Dennoch aber gab es Zeiten, wo so vieler Zwang etwas Ermüdendes für mich hatte. Ich stellte ungünstige Vergleiche mit dem freien Leben an, an das ich gewöhnt war, und oft fühlte ich Sehnsucht nach Hause — nach dem Walde und der Savanna —

noch weit mehr aber nach dem Gefährten, welchen ich zurückgelassen.

Lange weilte in meinem Herzen die Liebe zu Maümee — lange Zeit äußerte die Trennung keinen Einfluß. Ich glaubte, die Leere, welche durch dieses traurige Scheiden herbeigeführt worden, würde niemals wieder ausgefüllt werden. Kein anderer Gegenstand konnte die süßen Erinnerungen meiner jugendlichen Liebe in meinem Gemüthe ersetzen oder aus meiner Erinnerung verdrängen. Morgen, Mittag und Abend schwebte das Bild der malerischen Schönheit auf der Netzhaut meines geistigen Auges — bei Tage in Gedanken, bei der Nacht in Träumen.

So dauerte es ziemlich lange — ich glaubte, es würde niemals anders werden! Keine Andere konnte mich jemals so interessiren, wie sie gethan. Keine neue Freude konnte mich bewegen, anderswohin zu schweifen, kein Nethe konnte Vergessenheit bringen. Und wenn ein Engel mir es gesagt hätte, so würde ich es nicht geglaubt haben und hätte es nicht glauben können.

Ach, es war eine falsche Auffassung der menschlichen Natur. Ich theilte sie blos mit Anderen — denn die meisten Sterblichen sind zu derselben Zeit des Lebens in einem ähnlichen Irrthume befangen gewesen. Ach leider, es ist nur zu wahr — die

Liebe wird wirklich durch Zeit und Abwesenheit gemindert. Von der Erinnerung allein lebt sie nicht. Die launenhafte Seele, wie sehr sie auch sich an dem Idealen ergötzen mag, giebt dem Wirklichen und Positiven den Vorzug. Obschon es nur wenig liebenswürdige Frauen in der Welt giebt, so giebt es doch keine, welche liebenswürdiger wäre als alle Anderen, und keinen Mann, der schöner wäre als alle Uebrigen. Von zwei gleich schönen Gemälden ist das schönere das, auf welchem das Auge eben weilt. Nicht ohne Grund fürchten daher Liebende die Stunde des Scheidens.

Waren es Bücher, die von Linien und Winkeln, von Bastionen und Courtinen sprachen — war es die Dressur bei Tage oder das harte Lager und der noch härtere Wachdienst bei Nacht — war es eins von diesen oder Alles, was die Exklusivität jener einen Idee zu beeinträchtigen und dann und wann ganz aus meinen Gedanken zu verschrecken begann? Oder waren es die hübschen Gesichter, welche dann und wann in West Point erschienen — die auf Ausflügen begriffenen Schönen von Saratoga und Ballston, die uns besuchten — oder die blonden Töchter der Patrone, unsere näheren Nachbarn, welche häufiger kamen und die in jedem grobgekleideten Cadetten

die Puppe eines Helden — den Embryo eines Generals sahen?

Was von allem Diesem trieb Maïmee aus meinem Sinn?

Es kommt wenig darauf an, was die Ursache war — die Wirkung war so. Der Eindruck meiner jungen Liebe ward auf der Tafel des Gedächtnisses weniger lebhaft. Jeden Tag ward er schwächer und schwächer, bis er zu einem winzigen Rückblicke zusammenschrumpfte.

Ach, Maïmee! Es dauerte — die Wahrheit verlangt es, zu sagen — aber lange, ehe es so weit kam. Jene schönen lächelnden Gesichter tanzten lange vor meinen Augen, ehe das Deine verdunkelt ward. Lange widerstand ich der Schmeichelei jener Sirenenzungen, aber meine Natur war menschlich und mein Herz gab endlich der Verführung nach.

Es wäre nicht wahr, wenn ich sagen wollte, meine erste Liebe sei ganz entschwunden gewesen. Sie war erkaltet, aber nicht gestorben. Trotz des leichtsinnigen vorübergehenden Kokettirens hatte sie ihre Zeiten der Erinnerung und Rückkehr. Oft, wenn ich in der stillen Nacht Schildwacht stand, tauchten Bilder aus der Heimath vor mir auf, und der schönste Gegenstand derselben war alle Mal Maïmee. Meine Liebe zu ihr war kalt, nicht-todt.

Ihre Nähe würde sie wieder entzündet haben — davon war ich überzeugt. Schon von ihr zu hören, würde eine gewisse Wirkung hervorgebracht haben. Hätte ich gehört, daß sie mich vergessen und ihr Herz einem Andern geschenkt, so würde meine knabenhafte Leidenschaft wieder zu ihrer vollen Kraft erweckt worden sein. Davon bin ich fest überzeugt.

Folglich war ich damals wohl auch nicht gleichgültig? Ich liebte Maimee wohl immer noch?

Ein Schlüssel stößt den andern aus, aber die blonden Töchter des Nordens haben die dunkelfarbige Jungfrau des Südens noch nicht aus meinem Herzen verwischt. Während der ganzen Zeit, wo ich Cadet war, sah ich sie nicht ein einziges Mal und hörte auch eben so wenig von ihr. Fünf Jahre lang war ich aus meiner Heimath verbannt — mit meiner Schwester war dasselbe der Fall.

Dann und wann während dieser Zeit wurden wir von unsern Eltern besucht, welche einen alljährlichen Ausflug nach den fashionablen Sammelplätzen der Gesellschaft im Norden, Ballston Spa, Saratoga und Newport — machten. Hier trafen wir während unserer Ferien mit ihnen zusammen, und obschon ich mich sehr darnach sehnte, eine Ferienzeit zu Hause zuzubringen — ich glaube, Virginia sehnte sich ebenfalls darnach — so war doch die Mutter

Stahl und der Vater war Stein und unsere Wünsche wurden nicht befriedigt. Ich argwohnte die Ursache dieser strengen Weigerung. Unsere stolzen Eltern fürchteten die Gefahr einer Mesalliance. Sie hatten das Tableau auf der Insel nicht vergessen.

Die Ringgold's trafen an den Badeorten mit uns zusammen und Arens war in seinen Aufmerksamkeiten gegen Virginia immer noch eifrig. Er war ein feiner Modeherr geworden und verthat sein Gold mit vollen Händen, um sich von den ehemaligen Schneidern und Actienmählern verdunkeln zu lassen, welche in New-York den Ton angeben.

Er gefiel mir jetzt nicht besser als sonst, obschon meine Mutter ihm immer noch das Wort redete. Welche Fortschritte er bei Virginia machte, wußte ich nicht.

Meine Schwester war jetzt zu einer schönen, eleganten Modedame herangewachsen und hatte viel von der Welt gelernt — unter andern auch ihre Gemüthsbewegungen zu verbergen, was einmal zu den nothwendigen Erfordernissen des modernen Lebens gehört.

Zu manchen Zeiten war sie in außerordentlichem Grade aufgeräumt, obschon ihre Heiterkeit mir ein wenig erkünstelt zu sein schien und oft plötzlich endete; zuweilen war sie gedankenvoll — nicht selten kalt und

verächtlich. Ich war der Ansicht, daß sie durch diese Ausbildung zugleich Vieles verloren, was in meinen Augen mehr werth war als alles Andere — die Sanftmuth und Freundlichkeit des Herzens. Vielleicht that ich ihr Unrecht.

Es gab viele Fragen, die ich gern an sie gerichtet hätte, aber unser kindliches Vertrauen war zu Ende und das Zartgefühl gestattete mir nicht, ihr Herz zu sondiren. Von der Vergangenheit sprachen wir niemals — ich meine von jener Vergangenheit, von jenen abenteuerlichen Wanderungen im Walde, den Bootfahrten auf dem See, den Scenen auf der von Palmen beschatteten Insel.

Ich fragte mich oft, ob sie wohl Ursache hätte, daran zu denken, ob ihre Erinnerungen einige Aehnlichkeit mit den meinigen hätten.

In diesen Punkten hatte ich niemals eine bestimmte Ueberzeugung gefühlt. Obschon mißtrauisch — einmal sogar argwöhnisch — war ich nur ein blinder Beobachter, ein zu sorgloser Hüter gewesen.

Ganz gewiß waren meine Vermuthungen richtig gewesen, denn warum schwieg sie jetzt über Gegenstände und Scenen, die uns Beide so erfreuet hatten? Ward ihre Zunge durch die später erlangte Kenntniß gefesselt, daß wir Unrecht gethan — ein Unrecht, welches uns erst durch das Mißfallen unserer Eltern

klar ward? Oder verschmähete sie in ihrer gegenwärtigen fashionablen Sphäre, der bescheidenen Genossen früherer Tage eingedenk zu sein?

Oft stellte ich Muthmaßungen an, ob jemals ein solches Gefühl in ihrer Brust gelebt habe, und wenn dem so war, ob es noch darin verweile. Dies waren Punkte, über welche ich vielleicht niemals zufrieden gestellt ward. Die Zeit für dergleichen Offenbarungen war vorüber.

„Es ist nicht wahrscheinlich,“ sagte ich bei mir selbst, „oder wenn jemals ein Gefühl zärtlicher Rücksicht für den jungen Indianer in ihr gelebt hat, so ist es jetzt vergessen — vertilgt aus ihrem Herzen, vielleicht aus ihrem Gedächtnisse. Es ist nicht wahrscheinlich, daß es inmitten ihrer gegenwärtigen Umgebung von parfümirten Stutzern noch lebt, welche sie fortwährend in den Weihrauch der Schmeichelei hüllen. Weit weniger wahrscheinlich ist es, daß sie noch daran denken sollte, als daß ich daran denke, und habe ich nicht auch vergessen?“

Seltfam, daß ich von den vier Herzen nur das meine kannte. Ob der junge Powell meine Schwester jemals, oder sie ihn mit bewundernden Augen betrachtet hatte, das wußte ich immer noch nicht, oder vielmehr, ich war noch nicht überzeugt davon. Alles, was ich wußte, war bloße Vermuthung, bloßer

Verdacht. Und was vielleicht noch seltsamer erscheint, — ich kannte nicht einmal die Gesinnung jenes andern Herzens, dessen, welches mich mehr interessirte, als alle Anderen. Allerdings hatte es mir beliebt, zu glauben, es fühle zu meinen Gunsten. Auf Blicke, auf Geberden und geringsüßige Handlungen, aber niemals auf Worte bauend, hatte ich innig gehofft, aber oft war ich auch das Opfer des Zweifels gewesen. Vielleicht hatte Maïmee im Grunde mich doch nicht geliebt!

Manchen bittern Schmerz hatte ich in Folge dieses Gedankens erduldet. Ich konnte ihn jetzt eher und ruhiger ertragen, und dennoch war es eigenthümlicher Weise eben dieser Gedanke, welcher Maïmee's Andenken oft erweckte, und so oft ich dabei verweilte, rief es die stärksten Zuckungen meiner jetzt krampfhaften Liebe hervor.

Verwundete Eitelkeit! Mächtig wie die Leidenschaft selbst! Deine Schmerzen sind so stark, wie die Liebe. Unter ihrem Einflusse erbleichen die strahlenden Kerzen, und die schönen Gestalten, welche darunter hinschweben, verlieren die Hälfte ihrer glänzenden Schönheit. Meine Gedanken kehren zurück nach dem Blumenlande — nach dem See — nach der Insel — zu Maïmee!

Fünf Jahre wüthen bald vorüber und meine militairische Lehrlingszeit war beendet. Mit Ehren bestand ich die Feuerprobe des letzten Examens. Eine hohe Nummer belohnte meinen Fleiß und ließ mir die Wahl der Waffengattung, welcher ich mich zu widmen gedachte. Ich hatte Vorliebe für die Scharfschützen, obschon ich auch in die Artillerie, die Cavallerie oder in das Ingenieurcorps hätte eintreten können. Ich wählte jedoch die Erstern und erhielt das Patent als Lieutenant, ward einem Scharfschützenregimente zugetheilt und bekam dann Urlaub, um meine Heimath wieder zu besuchen.

Meine Schwester hatte zu derselben Zeit auf ihrer Akademie ebenfalls ihren Grad erworben und ein schmeichelhaftes Diplom ausgestellt erhalten. Deshalb machten wir die Heimreise gemeinschaftlich.

Leider gab es keinen Vater mehr, der uns bei unserer Rückkunft willkommen geheißen hätte. Nur eine weinende und verwitwete Mutter sprach den wehmüthigen Gruß.

Achtzehntes Kapitel.

Die Seminolen.

Bei meiner Rückkunft nach Florida fand ich, daß die Wolke des Krieges sich über meinem Heimathlande aufthürmte. Bald mußte sie sich entladen und mein erster Versuch im militairischen Leben der Vertheidigung von Haus und Heerd gelten.

Ich war auf diese Mittheilung nicht unvorbereitet. Der Krieg ist in den Mauern eines Militaircollegs stets das vorzugsweis interessante Thema und an keinem andern Orte werden die Wahrscheinlichkeiten und Aussichten desselben so ausführlich und mit so vielem Eifer besprochen.

Zehn Jahre lang hatten die Vereinigten Staaten mit der ganzen Welt im Frieden gelebt. Die eiserne Hand des „alten Hickory“ hatte den wilden Feind

von den Grenzen hinweggeschleucht. Seit länger als zehn Jahren hatte der Letztere sich in seinem chronischen Vergeltungssystem unterbrochen und sich ruhig und still verhalten. Dieser friedliche Zustand aber erreichte sein Ende. Wiederum erhob sich der Rothe Mann, um seine Rechte zu behaupten, und zwar an einem Punkte, wo man es am wenigsten erwartet hatte. Nicht an der Grenze des „fernen Westen“, sondern in dem Herzen des Blumenlandes. Ja, Florida sollte das Theater sein — die Bühne, auf welcher dieses neue Kriegsdrama aufgeführt werden sollte.

Es ist hier der rechte Ort, einige Worte über die Geschichte Florida's einzuschalten, denn unsere Erzählung ist in der That eine rein geschichtliche.

Im Jahre 1821 verschwand die spanische Fahne von den Wällen von San Augustine und St. Marks, und Spanien verzichtete auf den Besitz dieser schönen Provinz — eines seiner letzten Haltpunkte auf dem Continent von Amerika. Buchstäblich war es blos ein Haltpunkt, den die Spanier in Florida behaupteten — ein blos nomineller Besitz. Lange vor der Abtretung schon hatten die Indianer sie von dem freien Felde in die Festungen hinein getrieben, ihre Haciendas lagen in Trümmern, ihre Pferde und Rinder verwilderten auf den Savannen und wuchern-

des Unkraut wuchs auf ihren sonst gedeihenden Pflanzungen. Während einer hundertjährigen Herrschaft hatten sie manche schöne Niederlassung gegründet, und die Trümmer von Gebäuden — weit, weit massiver als irgend Etwas, was bis jetzt von ihren sächsischen Nachfolgern unternommen worden — geben noch jetzt Zeugniß von der frühern Macht und dem Glanze der spanischen Nation.

Das Schicksal wollte nicht, daß die Indianer das Land, welches sie auf diese Weise wieder erobert, lange behalten sollten. Ein anderes Volk von Weißen — an Muth und Kraft ihnen gleich — kam von Norden herabgezogen und es war jetzt leicht, zu prophezeien, daß die rothen Eroberer ihrerseits auf den Besitz würden verzichten müssen.

Schon einmal waren sie mit den bleichen Usurpatoren in Conflict gekommen, die von jenem tapfern Soldaten angeführt wurden, welcher jetzt auf dem Präsidentenstuhl saß. Sie wurden geschlagen und weiter südlich in das Herz des Landes, in den Mittelpunkt der Insel zurückgedrängt. Hier jedoch wurden sie durch einen Vertrag gesichert. Ein feierlich geschlossener und feierlich beschworener Bund verbürgte ihr Recht auf den Boden und der Seminoles war befriedigt.

Ach, die Bündnisse zwischen dem Starken und dem Schwachen sind Dinge der Convenienz, um gebrochen zu werden, sobald der Erstere es will. In dem vorliegenden Falle wurden sie auf schwachvolle Weise gebrochen.

Weisse Abenteurer ließen sich längs der indianischen Grenze nieder. Sie betraten den Boden der Indianer; sie betrachteten und untersuchten ihn; sie sahen, daß er gut war, daß Reis und Baumwolle, Zuckerrohr und Indigo, Oliven und Drangen darauf wachsen würden — sie wünschten ihn zu besitzen — sie beschloffen, daß er ihnen gehören solle.

Es bestand ein Vertrag; aber was kümmerten sie sich um Verträge? Es waren Abenteurer — ausgehungerte Pflanzler von Georgia und aus den beiden Carolina's, Schavenhändler aus allen Theilen des Südens — was galten in den Augen solcher Leute Verträge, besonders wenn sie mit Rethhäuten gemacht waren? Man mußte sich des Vertrags entledigen.

Der „Große Vater“, welcher auch nicht viel gewissenhafter war als sie, billigte ihren Plan. „Ja,“ sagte er, „der Plan ist gut — die Seminolen müssen aus dem Besitz getrieben werden; sie müssen in ein anderes Land ziehen; wir werden ihnen eine Heimath im Westen auf den großen Ebenen antweisen.

Dort haben sie große Jagdreviere, die ihnen Niemand nehmen wird.“

„Nein,“ sagten die Seminolen, „wir wünschen nicht fortzuziehen. Wir sind zufrieden hier; wir lieben unser Heimathland; wir wünschen nicht es zu verlassen, wir werden bleiben.“

„Ihr wollt also nicht gutwillig gehen? Gut. Wir sind stark, Ihr seid schwach, wir werden Euch zwingen. Obschon nicht buchstäblich, so war dies doch dem Geiste nach die Antwort, welche Jackson den Seminolen gab. Die Welt hat ein Auge, und dieses Auge will zufrieden gestellt sein. Selbst Tyrannen hassen den offenen Bruch eines Vertrags. In diesem Falle dachte man an die politische Partei mehr als an die Welt, und ein Schein von Gerechtigkeit ward nothwendig. Die Indianer blieben hartnäckig — ihr Vaterland gefiel ihnen — sie wollten es nicht verlassen, und dies war kein Wunder.

Es mußte daher ein Vorwand ausfindig gemacht werden, sie aus dem Besitze zu treiben. Die alte Entschuldigung, daß sie blos müßige Jäger wären und keinen nuzbaren Gebrauch von dem Boden machten, konnte hier kaum geltend gemacht werden, denn dies war nicht wahr. Der Seminole war nicht ausschließlich Jäger; er war auch Aekersmann und

pflügte den Boden — allerdings auf etwas rohe Weise, aber war dies wohl ein Grund, ihn aus dem Besitz zu treiben?

Aber es ließ sich ja ohne große Mühe etwas Anderes auffindig machen. Jener schlaue Commissar, den ihr „Großer Vater“ ihnen sendete, konnte bald Vorwände erfinden. Er war ein Mann, der die Kunst verstand, den Strom nach aufwärts zu treiben, und brachte sie in Anwendung.

Bald gingen in dem Lande eine Menge Gerüchte von indischen Räubereien um — man erzählte, es seien Pferde und Kinder gestohlen, Plantagen geplündert, weiße Reisende beraubt und ermordet worden, und alles Dies sei das Werk der wilden Seminolen.

Eine feile Presse, die stets bereit war, der Volkswuth Ausdruck zu leihen, ward ihrer Pflicht der Uebertreibung nicht untreu.

Aber wer schrieb wohl die Geschichte der Aufreizungen, der Kränkungen, der Vergeltungen und Grausamkeiten, welche von der andern Seite geübt wurden? Alles Dies ward sorgfältig verschwiegen.

Es dauerte nicht lange, so herrschte im ganzen Lande nur ein Gefühl, das Gefühl bitterer Feindseligkeit gegen den Seminolen.

„Schlagt die Wilden todt! Setzt sie nieder!
Jagt sie fort! Fort mit ihnen nach dem Westen!“

Auf diese Weise ward die Gefinnung ausgesprochen. Dieses Geschrei ward das volksthümliche.

Wenn das Volk der Vereinigten Staaten einen Wunsch hat, so steht zu erwarten, daß es diesen Wunsch sehr bald zu befriedigen suchen wird, besonders wenn er mit den Ansichten der Regierung übereinstimmt. In dem gegenwärtigen Falle war dies so, denn die Regierung hatte ja diesen Wunsch selbst hervorgerufen.

Es mußte, so meinten Alle, leicht sein, den Volkswillen zu erfüllen, den Wilden aus dem Besiz zu treiben und ihn fortzujagen. Aber es bestand ein Vertrag. Die Welt hatte ein Auge und es gab eine nicht zu verachtende denkende Minorität, welche sich diesem laut geäußerten, lärmenden Wunsche widersetzte. Am hellen lichten Tage konnte der Tractat nicht gebrochen werden — wie sollte man sich demnach dieses hindernden Vertrags entledigen?

Man rufe die Häuptlinge zusammen und schmeichle ihnen. Die Häuptlinge sind Menschen, sie sind arm, einige davon Trunkenbolde — Bestechungen werden viel thun, Feuerwasser noch mehr. Man mache einen neuen Vertrag mit einer doppelten

Auslegung — die unwissenden Barbaren werden ihn nicht verstehen. Dann veranlasse man sie, ihn zu unterzeichnen, und die Sache ist gemacht.

Schlauer Commissar, Dein Plan ist der rechte, und Du bist der rechte Mann, ihn auszuführen.

Die Sache ward auch wirklich ausgeführt. Am 9. Mai 1832 an den Ufern des Oclamaha, vertauschten die Häuptlinge der Nation der Seminolen in voller Versammlung das Land ihrer Väter.

So lautete der Bericht, den man der Welt erstattete.

Aber er war nicht wahr. Es war nicht eine vollzählige Versammlung von Häuptlingen; es war eine Versammlung von bestochenen Verräthern, von schwachen, geschmeichelten und eingeschüchternen Männern.

Kein Wunder, daß die Nation sich weigerte, diesem erschlichenen Vertrage beizutreten; kein Wunder, daß sie auf die Bedingungen desselben nicht achtete, sondern zu einer nochmaligen Berathung zusammen berufen werden mußte, um ihre Zustimmung auf freiere und vollständigere Weise zu erkennen zu geben.

Bald stellte sich heraus, daß die große Masse der Nation der Seminolen den Vertrag leugnete.

Viele der Häuptlinge stellten in Abrede, ihn unterzeichnet zu haben. Der erste Häuptling Onopa leugnete es; einige gestanden es zu, erklärten aber, daß sie durch den Einfluß und Rath Anderer dazu verleitet worden seien.

Nur die mächtigeren Anführer von Stämmen, wie zum Beispiel die Brüder Onatla, Schwarzer Thon und Großer Krieger — waren es, welche die Unterzeichnung eingestanden. Diese Letztern wurden von allen Stämmen mit eifersüchtigem Blicke und als Verräther betrachtet, und zwar mit Recht. Ihr Leben war in Gefahr, denn selbst ihre eigenen Leute mißbilligten, was sie gethan hatten.

Um die Sachlage zu verstehen, ist es nothwendig, ein Wort über die politische Verfassung der Seminolen hinzuzufügen.

Ihre Regierung war rein republikanisch — eine ächte Demokratie. Vielleicht bestand in keiner andern Staatsgemeinde der Welt eine so vollkommene Verbindung der Freiheit — ich möchte hinzufügen des Glückes, denn das letztere ist nur die natürliche Frucht der erstern.

Ihr Stamm ist mit denen der Clans des schottischen Hochlandes verglichen worden. Der Vergleich ist nur in Einer Beziehung richtig. Eben so wie der

Gäle waren die Seminolen ohne irgend eine gemeinsame Organisation. Sie lebten in weit von einander getrennten Stämmen, deren jeder politisch von dem andern unabhängig war, und obschon sie in freundlicher Beziehung zu einander standen, so herrschte doch keine Macht des Zwanges unter ihnen.

Es gab einen Oberhäuptling — König konnte er nicht genannt werden — denn „Mico“, sein indianischer Titel, hat nicht diese Bedeutung. Der stolze Geist des Seminolen hatte sich niemals an einen solchen Zustand verkauft; sie hatten die natürlichen Rechte des Menschen noch nicht aufgegeben. Erst wenn der Naturzustand gewaltige Umgestaltungen erlitten, wird das königliche Regiment stark unter einem Volke.

Der Mico der Seminolen war blos dem Namen nach ein Oberhaupt. Seine Autorität war eine rein persönliche — er besaß keine Macht über Leben oder Eigenthum. Obschon zuweilen der reichste, war er doch oft einer der ärmsten seines Volkes. Er war den Ansprüchen der Philanthropie mehr ausgesetzt, als irgend einer der andern, und stets bereit, mit freier Hand das zu spenden, was in Wirklichkeit nicht seinem Volke, sondern ihm selbst gehörte. Deshalb ward er auch selten reich.

Er war von keinem Gefolge, von keinem barbarischen Pomp oder Glanz umgeben, ihm ward nicht von Höflingen geschmeichelt, wie den Kadshah's des Orients, oder auf noch kostspieligere Weise den gekrönten Monarchen des Westen. Im Gegentheile war sein Anzug in der Regel nicht besser, oft sogar geringer als der seiner Umgebung. Mancher gemeine Krieger schritt weit geputzter einher als er.

So wie es mit dem Oberhäuptling war, eben so war es mit den Häuptlingen der einzelnen Stämme. Sie besaßen keine Macht über Leben oder Eigenthum, sie konnten keine Bestrafung aussprechen. Nur eine Jury konnte dies thun, und ich stelle die kühne Behauptung auf, daß die Strafen unter diesen Leuten in gerechterem Verhältnisse zu dem Verbrechen standen als die, welche von den höchsten Gerichtshöfen der civilisirten Welt decretirt werden. Es war ein System der reinsten republikanischen Freiheit ohne eine einzige Idee von dem gleichmachenden Prinzip, denn Verdienst verlieh Auszeichnung und Autorität. Das Eigenthum war nicht gemeinsam, obschon die Arbeit zum Theil dies war, aber diese Gemeinsamkeit der Arbeit war eine wechselseitige, Allen angenehme Einrichtung. Die Familienbände waren so heilig und fest, wie sie je auf Erden existirt hatten.

Und dies waren Barbaren — rothe Barbaren, die aus ihren Rechten verdrängt, von Haus und Heerd verjagt, aus ihrem schönen Vaterlande in eine öde Wüste verbannt werden sollten, um gehetzt und niedergeschossen zu werden wie wilde Thiere! Das Letzte in buchstäblichster Bedeutung, denn es sollten Hunde bei dieser Verfolgung mit in Anwendung gebracht werden.



Ende des ersten Bandes.



Druck von C. Neefler in Grimma.